Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Naturkunde

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library

Naturkunde

Altholzinseln helfen dem Schwarzspecht

Vogel des Jahres 1981

Von Josef Hürkamp

Jedes Jahr wählt der Deutsche Bund für Vogelschutz den „Vogel des Jahres". Meist handelt es sich um Arten, die in ihrem Bestand bedroht sind. So folgte auf den Kranich das Birkwild, und im Jahre 1981 sollte die Aufmerksamkeit auf den Schwarzspecht gelenkt werden, den man in unseren Wäldern nur noch selten zu Gesicht bekommt. Wirtschaftsdenken und Ordnungsliebe haben unseren Wald „aufgeräumt". Althölzer und „Urwald" sind kaum noch zu finden. Doch gerade das Moderholz ist für viele Tiere, wie Käfer, Schmetterlinge und Spinnen, natürlicher Lebensraum. Auch der Schwarzspecht, und mit ihm viele Arten, die in seinen Höhlen brüten, ist auf die Althölzer angewiesen. In den Wäldern mit gefälligen, starken Bäumen ist seine Zahl ständig geschrumpft.

Ursprünglich lebte der Schwarzspecht in den großen Nadelwaldgebieten Nordeuropas und Asiens. Der zunehmenden Anpflanzung von Nadelwäldern folgend breitete er sich Ende des vorigen Jahrhunderts im Westen Europas aus und ist heute auch in Gebieten mit Mischwald anzutreffen. Einst wurden sogar Prämien für den Abschuß von Schwarzspechten ausgesetzt, da man ihn für einen Forstschädling hielt.

Zu seiner Abnahme hat vor allem die „Bereinigung" in den modernen Forsten geführt, wo kein Platz mehr für alte, von der Holzqualität oft als „minderwertig" eingestufte Bäume ist, in denen der „Zimmermann des Waldes" seine geräumigen Schlaf- und Bruthöhlen anlegen kann. Dies trägt auch zur Wohnungsnot zahlreicher anderer Baumbewohner bei, die sich eine solche Behausung nicht aus eigener Kraft - wie der Specht - bauen können. Hierzu gehören Stare, Rotschwänzchen, Kleiber, Wiedehopfe, Wald- und Rauhfußkäuzchen, Hohltauben usw. So kann die Abnahme eines einzelnen Vogels die Bestandsentwicklung anderer Vogelarten beeinträchtigen. Auch die Rote Waldameise, die Hauptnahrung des Schwarzspechtes, wird gebietsweise immer seltener. Dies mag gleichfalls zu seinem Verschwinden beigetragen haben.

Als Pionier des Waldes, als Wegbereiter für viele andere Höhlenbrüter, ist der Schwarzspecht Symbol und Mahnung zugleich: Zum einen steht er als Bewohner von Althölzern stellvertretend für so seltene Arten wie Hohltaube u. a., unter denen er eine Schlüsselstellung einnimmt; er erschließt ihnen den Wald. Viele Vogelarten fänden ohne Spechte keine Nistgelegenheiten.

Landesbibliothek Oldenburg

Abgesehen von ihrer ökologischen Pionierstellung sind Spechte für den Biologen überhaupt eine reizvolle Tiergruppe. Innerhalb der Spechte gibt es wenig spechtige Formen wie den Wendehals, dessen Hirnvolumen ihn zu den primitiven Spechten weist, aber eben auch so hochentwickelte wie den Schwarzspecht. Und entsprechend dieser verschiedenen Rangstufen sind auch Verhalten und Lautäußerung beim Schwarzspecht am höchsten entwickelt. Bei keiner Vogelform hat man so kurze Brutzeiten festgestellt wie bei Spechten. Buntspechte brauchen nur 9 1/2 Tage, um ihre Eier auszubrüten. Entsprechend sind natürlich die Jungen extrem unreif, sie werden blind und mit geschlossenen Ohren geboren, sie haben keine Feder auf dem Leib und müssen während der ersten fünf Tage ständig gehudert werden. Unreif geborene Tiere brauchen natürlich eine intensive elterliche Zuwendung, die nur dann möglich ist, wenn Männchen und Weibchen sehr gut aufeinander eingespielt sind. Das erreichen Spechte durch eine lange Synchronisationsphase.

Unter den europäischen Spechten ist der Schwarzspecht der größte. Er hat das Maß einer Krähe und einfarbig mattschwarzes Gefieder. Der Schnabel ist lang und meißelförmig, die Iris der Augen blaßgelb, den Oberkopf ziert eine knallrote Federhaube. Das Weibchen trägt den roten Federschmuck nur am Hinterkopf.

Im März wird in den Wäldern getrommelt. Laut dröhnen die Signale der Spechte. Mit ihren Trommelwirbeln leiten die Zimmerer des Waldes die Paarungszeit ein. Hierzu sucht sich der Schwarzspecht vor allem an den Bäumen einen dürren Ast mit guter Resonanz aus. Der Ast gerät in Schwingungen und der Schall ist weithin zu hören. Jede Spechtart hat ihren typischen Wirbel, die sich nach Dauer und Schlagzahl unterscheiden. Der Trommelwirbel des Schwarzspechtes dauert gut zwei Sekunden und enthält rund 40 Schläge.

Im Gegensatz zu anderen Spechtarten ist keine Bindung an bestimmte Waldtypen zu erkennen. Schwarzspechte kommen in den verschiedensten Wäldern vor, die Holzartenzusammensetzung spielt eine untergeordnete Rolle. Wichtig ist, daß der Schwarzspecht solche Bäume vorfindet, in denen er auch Höhlen bauen kann. Und das sind eben alte Bäume. Die Buche ist der bevorzugte Baum, hieran ist er aber nicht gebunden. Er nimmt auch Kiefern oder Fichten an; sogar Birke, Ahorn und Esche. Die Eiche hingegen scheint für den Schwarzspecht zur Anlage von Höhlen ungeeignet zu sein. Schwarzspechthöhlen finden sich überwiegend in unbeasteten Höhen der Baumstämme (6 bis 16 m). Wie zu erwarten, handelt es sich um alte, mächtige Bäume mit einem Durchmesser (Brusthöhe) von mindestens 45 cm. Der Innendurchmesser einer Schwarzspechthöhle liegt zwischen 10 cm und 20 cm. Gelegentlich kommt es auch vor, daß schwächere Stämme genutzt werden. Bei Zählungen sind mir im Laufe der Jahre weite Bereiche aufgefallen, in denen keine Schwarzspechthöhlen zu finden waren. Es handelte sich u. a. auch um Privatwaldflächen, deren Besitzer die vom Schwarzspecht angeschlagenen Stämme entfernt hatten, um das Holz noch gut verkaufen zu können.

In der Regel befinden sich Brutbäume in weiträumigen Althölzern von gut 100 und mehr Jahren oder in stark stufigen Plenterwäldern. Der Unterbau hat das Höhlenloch nicht erreicht. Gelegentlich werden auch freistehende Bäume zur Brut benutzt. Darum sollte man Schwarzspechtbäume bei

Landesbibliothek Oldenburg

Schwarzspecht *Foto: Hölzen*

Landesbibliothek Oldenburg

einem Kahlschlag als Überhälter stehenlassen. Wegen ihrer Nahrungsaufnahme benötigen Schwarzspechte in Bodennähe offene, weiträumige Wälder. Häufig suchen sie die Nahrung am Boden, an Baumstämmen oder liegendem Holz. Im Wald mit dichtem Unterwuchs wäre das Faulholz nicht erreichbar. Außerdem hätten es Bodenfeinde dort leichter, den Schwarzspecht zu erbeuten. Auch Waldameisen sucht der Schwarzspecht am Boden. Sie gedeihen nur dort, wo ausreichend Licht auf den Boden gelangt. Die Siedlungsdichte ist von der Ergiebigkeit der Lebensräume abhängig, vom Vorhandensein der Höhlenbäume, mehr aber noch vom Vorhandensein der Nahrung. Auch Äste für die Begattung oder Trommelstellen brauchen Schwarzspechte. Wie wichtig tote Stämme für den Schwarzspecht sind, zeigen Siedlungsdichteangaben, nach denen ein Schwarzspechtpaar in einer „Urwaldlandschaft" 120 ha benötigt. Merkwürdig erscheint, daß im Fichtenwald eine höhere Siedlungsdichte anzutreffen ist als im Buchenwald, möglicherweise durch das Auftreten der Roßameise. Besonders im Winter werden diese Ameisen in rotfaulen Stämmen und in Stubben von Nadelbäumen genutzt. Unsere Wirtschaftswälder sind für den Schwarzspecht weitgehend als suboptimal anzusehen und zwar besonders im Hinblick auf das Nahrungsangebot, weil eben abgängiges Holz fehlt, weil keine Stämme am Boden liegen und so die Insektenfauna arm ist.
Das holzwirtschaftlich angestrebte Erntealter bei der Buche beträgt ungefähr 140 Jahre, bei der Fichte 80 bis 100 Jahre und bei der Kiefer 100 bis 120 Jahre. Um die Nutzung für den Schwarzspecht zu verlängern, wurde von den Ornithologen gefordert, die Betriebszeit auf 250 Jahre zu verlängern. Dann könnten sich die für Althölzer typische Fauna und Flora herausbilden. Von den 5.600 europäischen Käferarten leben ca. 3.000 im Moderholz. Für ein Altholzinselprogramm sollten Altholzinseln eins bis fünf ha groß sein. Sie sollten möglichst netzartig über das ganze Land verteilt sein. Natürlich bedeuten Altholzinseln eine Einschränkung der Holznutzung wie bei Wildäsungsflächen. Diese sind mit rund 1 Prozent des Waldes ausgewiesen. Es ergeben sich folgende Forderungen:

Alle Schwarzspechthöhlen müssen einige Jahre stehengelassen werden, auch wenn sie freistehen.
Abgestorbene Bäume müssen im Bestand bleiben.
Es dürfen keine Baumstümpfe entfernt werden.
Es darf kein Gift gegen Insekten gespritzt werden.
Unbrauchbares Holz soll nicht aus Ordnungsliebe vernichtet werden.
Es sollten Altholzinseln eingerichtet werden.
Als Minimalforderung sind je 150 ha 7-8 geeignete Brutbäume für den Schwarzspecht zu erhalten.

Der Schwarzspecht steht auch stellvertretend für andere bedrohte Spechtarten auf der Roten Liste. Auch beim Mittelspecht beruht der Rückgang auf eine veränderte Nutzung der Wälder. Er ist an die Eiche gebunden. Als die Eichen in den Wäldern dominierten, war der Mittelspecht der häufigste Specht; heute steht er auf der Roten Liste und seine Vorkommen sind nur noch inselartig. Die Siedlungsdichte ist in unserem Raum leider sehr gering. Es gibt in anderen Bereichen Europas Bilder von Siedlungsdichteuntersuchungen, wo die Spechtarten eine höhere Dichte haben; u. a. dort, wo der Wald aus alten Überhältern und aus Mittelwald besteht.

Landesbibliothek Oldenburg

„Einen Schwarzspecht schießen? Gott soll mich bewahren; und wenn auf jedem Baum einer säße!" läßt Hermann Löns in einer seiner Tierschilderungen einen alten Hegemeister sagen. Um diesen Ausspruch zu verstehen, muß man wissen, daß der Schwarzspecht damals in weiten Teilen unseres Landes noch eine ornithologische Neuheit war. Als Löns Ende der 80er Jahre in Münster Zoologie studierte, gab es dort zum ersten Mal den Schwarzspecht als Brutvogel. Von seinem alten Hegemeister berichtet Hermann Löns, dieser habe „nie den Drückfinger auf den Rotkopf krummgemacht, er hatte Augen, die sich an allem Schönen freuten, was im Wald und auf der Heide leibte und lebte, und eine heilige Scheu hielt ihn ab, auf den stolzen Vogel Dampf zu machen".

Zur Verbreitung von Gr. Brachvogel, Uferschnepfe und Bekassine

im südlichen Landkreis Cloppenburg

Von Rainer Zoch

Allgemeiner Teil

Aufgabenstellung

Im Frühjahr 1980 begann die Kreisgruppe Cloppenburg der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Oldenburg mit einem umfangreichen systematischen Artenerfassungsprogramm: Für den südlichen Teil des Kreisgebietes Cloppenburg soll die Verbreitungssituation einiger ausgewählter Vogelarten erfaßt und das Ergebnis in Rasterkarten dargestellt werden.

Eine derartige Arbeit ist prinzipiell nicht abgeschlossen, sondern bedarf von Zeit zu Zeit der Überarbeitung, da davon ausgegangen werden kann, daß bestimmte Zustände in unserer Umwelt nicht statisch sind, sondern im Laufe der Zeit wegen verschiedenster Ursachen Veränderungen unterworfen sind.

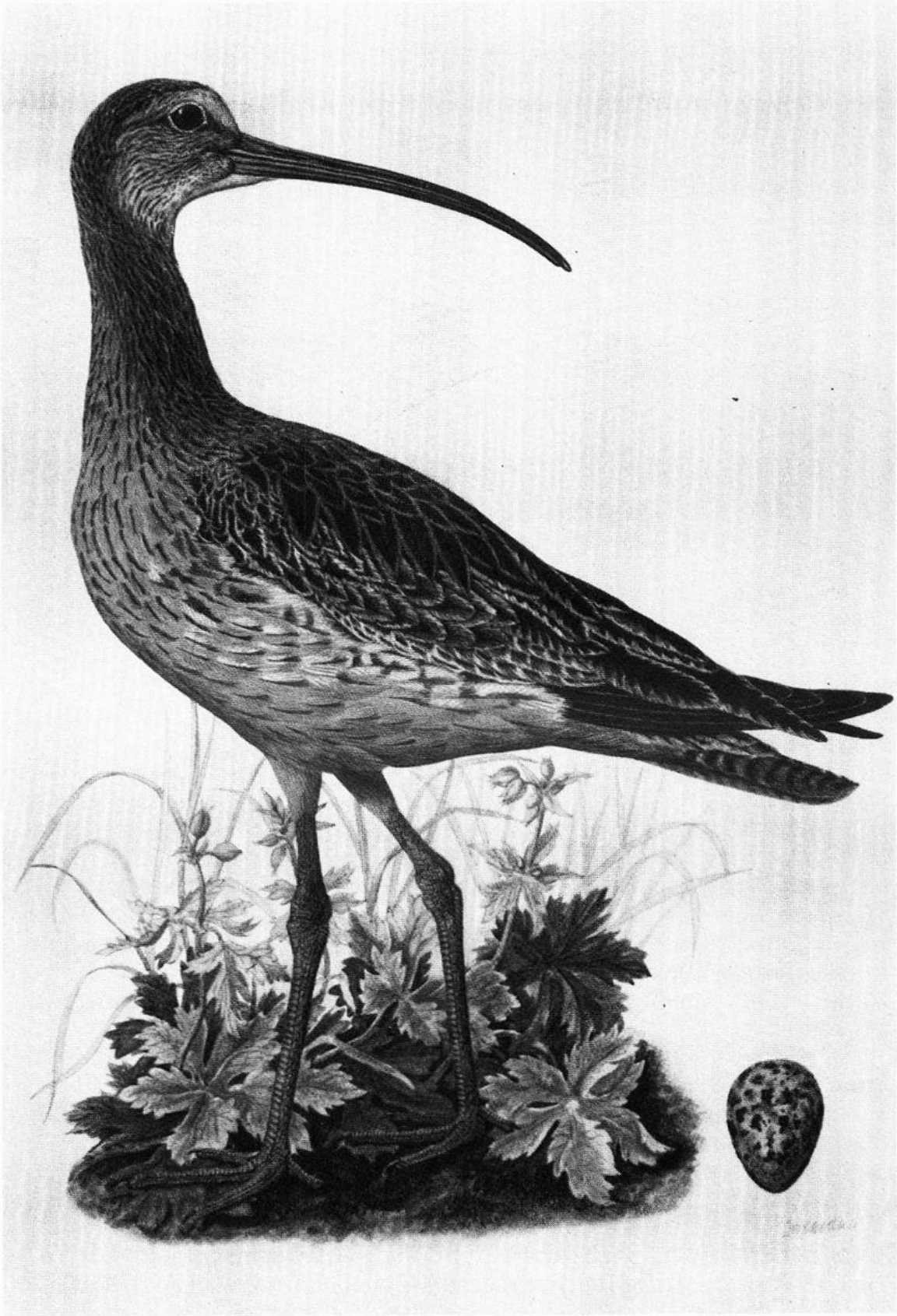
Auswahl der Beobachtungsobjekte

Aus organisatorischen Gründen mußte eine Beschränkung auf einige wenige Vogelarten vorgenommen werden. Für die Auswahl waren folgende Gesichtspunkte ausschlaggebend:

- Die Arten sollten weder allzu häufig noch allzu zu selten sein.
- Sie sollten als Indikatorarten Rückschlüsse auf die Qualität des Biotops erlauben bzw. in der „Roten Liste" aufgeführt sein.
- Das Vorkommen sollte durch Freilandbeobachtungen feststellbar sein.

Die Wahl fiel auf den Gr. Brachvogel, die Uferschnepfe, Bekassine, den Rotrückenwürger (Neuntöter), Raubwürger, Schwarzspecht (Vogel des Jahres 1981) sowie die anderen Spechtarten, mit Ausnahme des Gr. Buntspechtes.

Landesbibliothek Oldenburg



Großer Brachvogel *Foto: Kronen-Verlag, Hamburg*

Landesbibliothek Oldenburg

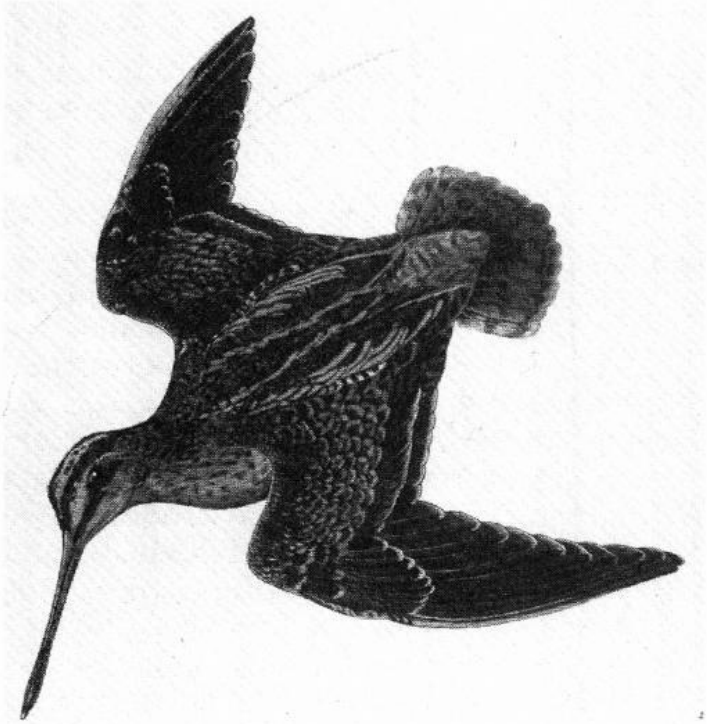
Spezieller Teil

Für die drei nachfolgend beschriebenen Vogelarten liegt bereits hinreichend viel Beobachtungsmaterial vor, so daß Verbreitungskarten erstellt werden konnten. Für die noch fehlenden Arten muß im Laufe der nächsten Zeit noch weiteres Material zusammengetragen werden.

Der Große Brachvogel (Numenius arquata)
Der vom Deutschen Bund für Vogelschutz (DBV) zum „Vogel des Jahres 1982" erklärte Große Brachvogel ist unser größter heimischer Schnepfenvogel. Seine Stimme ist - nach Meinung mancher Vogelkundler - melodischer und klangvoller als die der meisten Singvögel.
Im Hümmling heißt er Tütenwölup, im Emsland Tutwelp und im Oldenburgischen Gütvoagel oder auch Ahnwersvoagel. Die mundartlichen Namen deuten schon auf die ehemals große Verbreitung im norddeutschen Tiefland hin. Er ist Charaktervogel der Moore und nassen Wiesen, kommt aber auch in Heidegebieten vor, sofern es dort Wasser gibt.
Dank seines abwärts gebogenen langen Schnabels und seines auffälligen Markierungsfluges zur Revierabgrenzung ist er leicht zu bestimmen.
Im offenen Gelände gibt es wenig Möglichkeiten, Reviere zu markieren. Die Männchen steigen deshalb flatternd zwanzig bis vierzig Meter in die Höhe und segeln dann mit ausgebreiteten Flügeln nach unten. Das Aufwärtssteigen wird durch tief einsetzende Flötentöne begleitet, im Segelflug folgt dann ein schnell gereihtes Trillern.
Bereits in den ersten Märztagen treffen die Vögel in ihrem Brutgebiet ein. Mit dem Nestbau machen sie sich nicht sehr viel Mühe, sondern kratzen eine Mulde aus, die dann mit Halmen notdürftig ausgekleidet wird. Das vollständige Gelege besteht aus vier Eiern, die mit der Spitze nach innen liegen. So ist die zu bebrütende Fläche relativ klein. Nach 26 - 28 Tagen schlüpfen die Jungen als Nestflüchter und sind so weit entwickelt, daß sie ihr Nest bald verlassen können.
Bei Gefahr werden sie von den Altvögeln gewarnt, die gegen den Störenfried auch mutige Attacken fliegen. Ich selbst konnte schon mehrmals beobachten, wie Große Brachvögel einen Mäusebussard vertrieben.
Die Nahrung des Gr. Brachvogels besteht aus Würmern, Weichtieren, Insekten sowie auch Grünteilen von Pflanzen.

Die Uferschnepfe (Limosa limosa)
Greta, Schärke oder Sneppe nennen die Ostfriesen in Anlehnung an ihren Ruf die Uferschnepfe, die mit ihrer Rückkehr im März bis April den Frühling bringt. An der Küste ist der Vogel mit dem rotbraunen Hals und dem langen Schnabel mit der schwarzen Spitze eine bekannte Erscheinung, er bewohnt aber auch die Wiesen des Binnenlandes entlang der Unterläufe der Flüsse.
Obwohl die Uferschnepfe eine Bewohnerin der Wiesenflächen ist, sitzt sie doch gerne erhöht auf einem Erdhaufen oder Weidepfahl, um die Umgebung zu beobachten.
Das Gelege besteht aus vier Eiern, die während der ca. 24 Tage langen Brutzeit von beiden Elterntieren abwechselnd bebrütet werden. Die Jungen schlüpfen als Nestflüchter. Die Nahrung besteht, ähnlich wie beim

Landesbibliothek Oldenburg



Bekassine

Uferschnepfe

Foto: Kronen-Verlag, Hamburg

Landesbibliothek Oldenburg

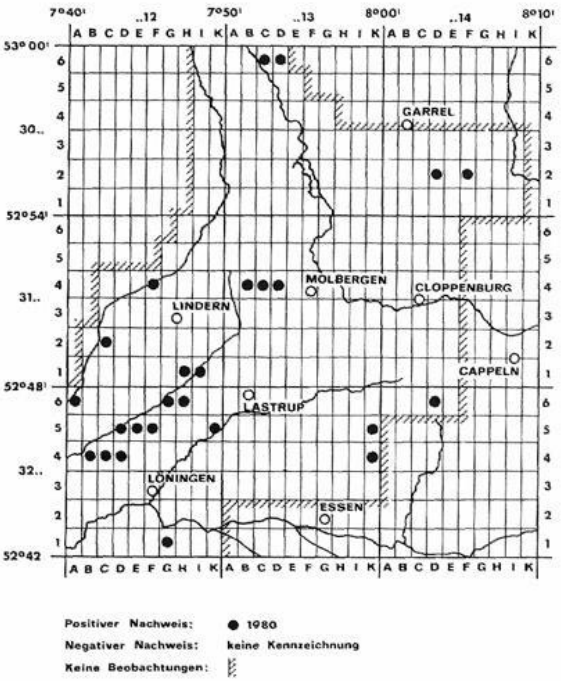
Brachvogel, aus Insekten und deren Larven, Würmern und Weichtieren. Zur Nahrungssuche senken die Uferschnepfen ihren langen Schnabel tief in den weichen Boden. Haben sie ein Beutetier erfühlt, klappen sie nur die bewegliche Spitze des Oberschnabels ein wenig auf und packen damit zu. Ende Juli - Anfang August verlassen uns die Uferschnepfen wieder und kehren in ihre Winterquartiere zurück.

Die Bekassine (Gallinago gallinago)
Der Volksmund nennt sie Himmelsziege; im Oldenburgischen heißt sie Bäwerbuk, Hawerbuk, Haspärd, Nedderkenblatt oder Hawersiege; die Ostfriesen nennen sie Snipp und im Hümmling nennt man sie Moje Wärsvoagel.
Wie die beiden anderen Arten ist sie Charaktervogel der Bruch- und Moorlandschaften und der feuchten Wiesen. Bald nach ihrer Ankunft im Brutrevier im März oder April kann man ihren merkwürdigen Gesang hören. Die Bekassine sitzt dann meistens auf einem Weidepfahl oder einem Ast und läßt ihr abgehacktes, uhrwerkartiges „tücke tücke tücke" vernehmen.
Bei Gefahr verläßt sie sich auf die Tarnwirkung ihres Gefieders, drückt sich an den Boden und fliegt dann plötzlich mit ihrem Alarmruf auf, der wie ein gedämpftes „ätsch ätsch" klingt.
Bekannter als diese Lautäußerungen ist jedoch das Meckern, das ihr den Namen Himmelsziege einbrachte. In 100 bis 150 m Höhe fliegt das Männchen horizontale Kreisbögen, die durch plötzliche Sturzflüge unterbrochen werden. Bei diesen Sturzflügen wird das charakteristische Meckern durch Vibration der äußeren Schwanzfedern erzeugt, ein Geräusch, das dem Meckern einer Ziege ähnelt.
Punkto Nestbau, Brutpflege und Nahrungsansprüchen entspricht die Bekassine ihren bereits vorgestellten Verwandten. Die Brutdauer beträgt jedoch nur ca. 20 Tage.
In der Zeit von Mitte August bis in den Oktober hinein verlassen die Bekassinen ihre Brutgebiete und ziehen dann zum Überwintern in den Süden.

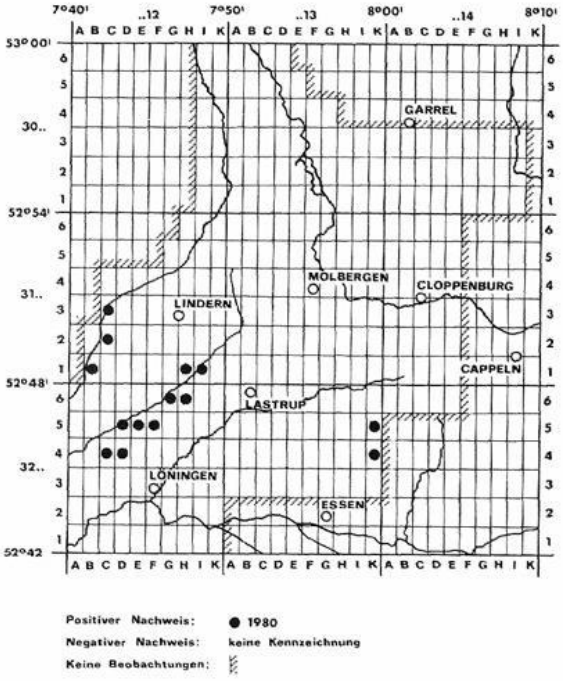
Situation im Beobachtungsgebiet

Alle drei genannten Arten stellen ähnliche Ansprüche an ihren Biotop und die Nahrung. So ist es nicht verwunderlich, daß sie häufig gemeinsam in einem Gebiet auftreten. Im südlichen Kreis Cloppenburg sind sie zwar noch keine Raritäten, kommen aber auch nicht gerade häufig vor. Entwässerung und moderne Landwirtschaft engen ihren Lebensraum immer weiter ein.
Der Gr. Brachvogel erreicht ein relativ hohes Alter und gilt als besonders standorttreu. Er unternimmt auch noch - erfolglose - Brutversuche in nicht mehr geeigneten Biotopen, so daß man sich leicht über die tatsächliche Lage täuschen kann. Wo der Nachwuchs über längere Zeit ausbleibt, brechen die überalterten Bestände in wenigen Jahren zusammen.
Besondere Gefahren drohen den Gelegen bzw. den Jungvögeln. Im Frühjahr werden viele Wiesen gewalzt oder mit alten Autoreifen abgeschleppt, wodurch die Gelege der Bodenbrüter weitgehend zerstört werden. Dem

Landesbibliothek Oldenburg



Großer Brachvogel



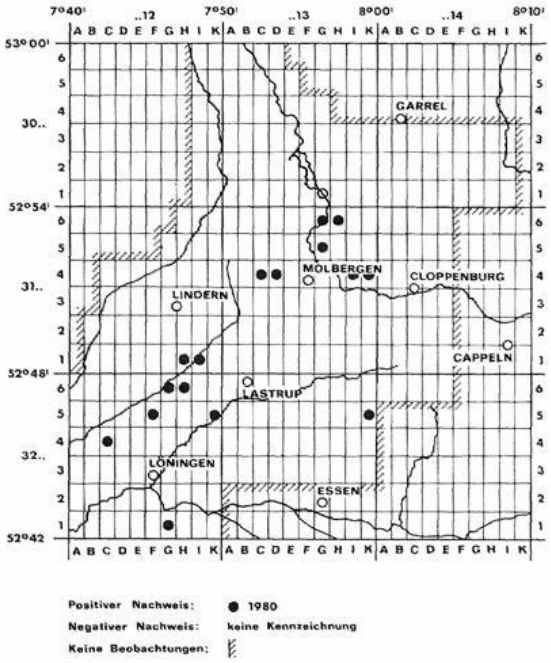
Uferschnepfe

sehr zeitigen 1. Grasschnitt mit dem Kreiselmäher fallen die Jungtiere zum Opfer. Als Bodenbrüter verlassen sie sich auf die vorzügliche Tarnwirkung ihres Gefieders. Bei herannahender Gefahr drücken sie sich an den Boden und verhalten sich völlig regungslos. Diese Strategie hat ihnen seit Jahrmillionen das Überleben gesichert, gegenüber Walze oder Kreiselmäher bedeutet sie jedoch den sicheren Tod.
Obwohl die Bekassine ganzjährig von der Jagd verschont ist, wird sie recht häufig mit der noch jagdbaren Waldschnepfe verwechselt und irrtümlich abgeschossen. Wer sich bei Tierpräparatoren ein wenig auskennt, wird dort immer wieder solche Ergebnisse von Fehlschüssen vorfinden. Vogelschützer fordern deshalb die vollständige Einstellung der Schnepfenjagd.

Verfahren

Die Arbeit mit Rasterkarten bietet den Vorteil, daß sich neben den Gebieten mit positivem bzw. negativem Nachweis für eine Vogelart auch die noch nicht untersuchten Gebiete darstellen lassen und somit eine systematische Nachsuche erleichtert wird. Sie sind in unserer Darstellung durch ein Fragezeichen gekennzeichnet.
Die Rastergröße wurde auf der Basis einer geographischen Minute festgelegt, d. h. ein Grundfeld entspricht einem Gebiet von 1 Minute in geographischer Länge mal 1 Minute in geographischer Breite.
Die Grundlage für die Arbeit im Gelände ist die amtliche topographische Karte im Maßstab 1 : 25 000 (Meßtischblatt, TK 25). Sie entspricht einem Ausschnitt von 10 mal 6 geographischen Minuten und läßt sich demnach in 60 Grundfelder aufteilen, die nahezu rechteckig sind. Jedes Grundfeld läßt sich in Verbindung mit der Kartennummer durch eine Buchstaben-Nummern-Kombination identifizieren, z. B.: Meßtischblatt 3212, Grundfeld F 3 = Löningen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, die geographischen Koordinaten der linken unteren Ecke eines Grundfeldes anzugeben.

Landesbibliothek Oldenburg



Bekassine *Zeichnungen: Hermann Krause*

Das Beobachtungsgebiet liegt innerhalb eines fast quadratischen Bereiches von 9 Meßtischblättern.
Die Kartendarstellung erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, sondern gibt den Kenntnisstand zu Beginn des Jahres 1981 wieder. Die Karten erlauben weder eine Aussage über die tatsächliche Anzahl von Brutpaaren in einem bestimmten Gebiet noch eine Aussage über den Bruterfolg. Als Brutzeitbeobachtung gilt, wenn sich Männchen und Weibchen oder sonst mehrere Exemplare im möglichen Brutbiotop während der gesamten Brutzeit aufhalten.
Ergänzungen, Verbesserungsvorschläge und Kritik nimmt der Verfasser dankbar entgegen.
Für die Überlassung von Beobachtungsmaterial gilt mein besonderer Dank nachfolgend aufgeführten Mitarbeitern, ohne deren freundliche Unterstützung das Material noch nicht zusammengetragen worden wäre: G. Bischoff, Lindern; H. Finke, Lastrup; M. Grenz, Cloppenburg; B. Hachmöller, Löningen; G. Petersen, Cloppenburg; P. Südbeck, Cloppenburg.

Literatur:
Berthold, P., Bezzel, E., Thielcke, G., Praktische Vogelkunde, Greven 1974
Brinkmann, M., Die Vogelwelt Nordwestdeutschlands, Hildesheim 1978 (Unveränderter Nachdruck d. Ausgabe 1933)
Peterson, Mountfort, Hollom, Die Vögel Europas, Hamburg Berlin 1976
Schreiber, R. (Hrsg.) Rettet die Vögel, München Berlin 1978

Landesbibliothek Oldenburg

Die Saatkrähenkolonie in Scharrel

Von Jürgen Harms

In Scharrel, Landkreis Cloppenburg, einer Gemeinde im Saterland, das sich heute durch die Entwässerung des Wester- und Ostermoores und der Begradigung der Sagter-Ems auszeichnet, ist eine der größten Saatkrähenkolonien Norddeutschlands. Zwischen der neuen Bundesstraße 72 und der alten B 72 liegt zur linken Hand der alten B 72 am Ortsausgang „Scharrel Nord" auf dem ehemaligen Abbaugelände der Ziegelei und des Torfwerkes Brinkmann, ein altes Villengrundstück. Es ist durch dichten Laubwald, aber auch durch lichten Kiefernwald, der durch mehrere Teiche unterteilt ist, geprägt. Hier halten sich seit Jahrzehnten Jahr für Jahr die Saatkrähen auf.

Gebietsbeschreibung

Das Villengrundstück trägt den Namen „Auf dem Lindenberg" und umfaßt unter Zugrundelegung der bei Inkrafttreten der Verordnung über die einstweilige Sicherstellung des jetzigen Naturschutzgebietes „Scharrel" vom 28. November 1977 geltenden Katasterbezeichnungen in der Gemarkung Scharrel Flur 38 die Flurstücke 65, 66, 72 und zum Teil 63. Es besitzt eine Größe von 4,5 Hektar. Der Name Lindenberg ist bezeichnend für den einzigen zwischen dem riesigen Hochmoorkomplex Wester- und Ostermoor herausgehobenen Sandhügel, der ehemals als Sandabbaustelle zur Versorgung der alten Ziegelei, die sich in unmittelbarer Nähe des Torfwerkes befindet, gedient hat.

Im Südzipfel des Schutzgebietes, der Flur 63, sind vor allem ca. 20 - 30 Jahre alte Birken zu finden, die durch hundertzwanzigjährige Eichen eingefaßt sind. Hier befinden sich dreizehn Saatkrähenhorste, die vereinzelt in ca. einen Meter weiten Abständen voneinander in 6 - 7 m Höhe gebaut sind. Weiter nach Norden, in der Flur 65 und 66 schließen vier Teiche an. Dort wurde Sand ehemals insbesondere so abgebaut, daß tiefe Senken und an dem so angegriffenen Hügel bis 5 m hohe Steilwände, die die Senken begrenzen, entstanden. Die Teiche sind besonders an der Ostseite, an der alten B 72, mit Unterholz, Gestrüpp und der wasserliebenden Saalweide umstanden, so daß dieser Teil schon leicht verlandet ist. Die gesamten Teichufer, aber auch die zwischen ihnen verlaufenden Wege sind mit Erlen bewachsen. Von den Teichen aus nach Norden beginnt die Parklandschaft mit Rasen und dem Wohnhaus. Hinter diesem stehen hundertjährige Eichen und ebenso alte Kiefern, in denen sich ca. 120 Horste in 15 Metern Höhe befinden. Hier hat der Orkan vom 13. November 1972 seine Spuren besonders deutlich hinterlassen und so gewütet, daß ein Großteil der bis dahin von den Saatkrähen bevorzugten Kiefern umstürzte und so auch hier eine parkartige Landschaft mit Rasenflächen im Zusammenspiel mit Rhododendron und anderen Ziergehölzen entstanden ist. Darauf folgt im Norden ein aus 35 Jahre alten Eichen bestehender Wald, der den Rest des Schutzgebietes einnimmt, mit Ausnahme einer Wiese. In diesem Eichenhain sind ca. 120 Horste, weitere 50 in Hausnähe - im Ostzipfel des Gebietes - zu finden. Hier stehen wieder hundertjährige Eichen und einige etwas jüngere Kiefern, deren Horste sich wieder in 15 - 20 m Höhe befinden.

Landesbibliothek Oldenburg

In 40jährigen Eichen, die im Nordteil des Schutzgebietes stehen, sind 120 Horste. Hier sind auch zahlreiche Einzelnester pro Baum festzustellen. *Fotos: J. Harms*

Das gesamte Areal wird, wie von einem Gürtel begrenzt, von über hundertjährigen Eichen, Ulmen und einigen Kiefern umrahmt.

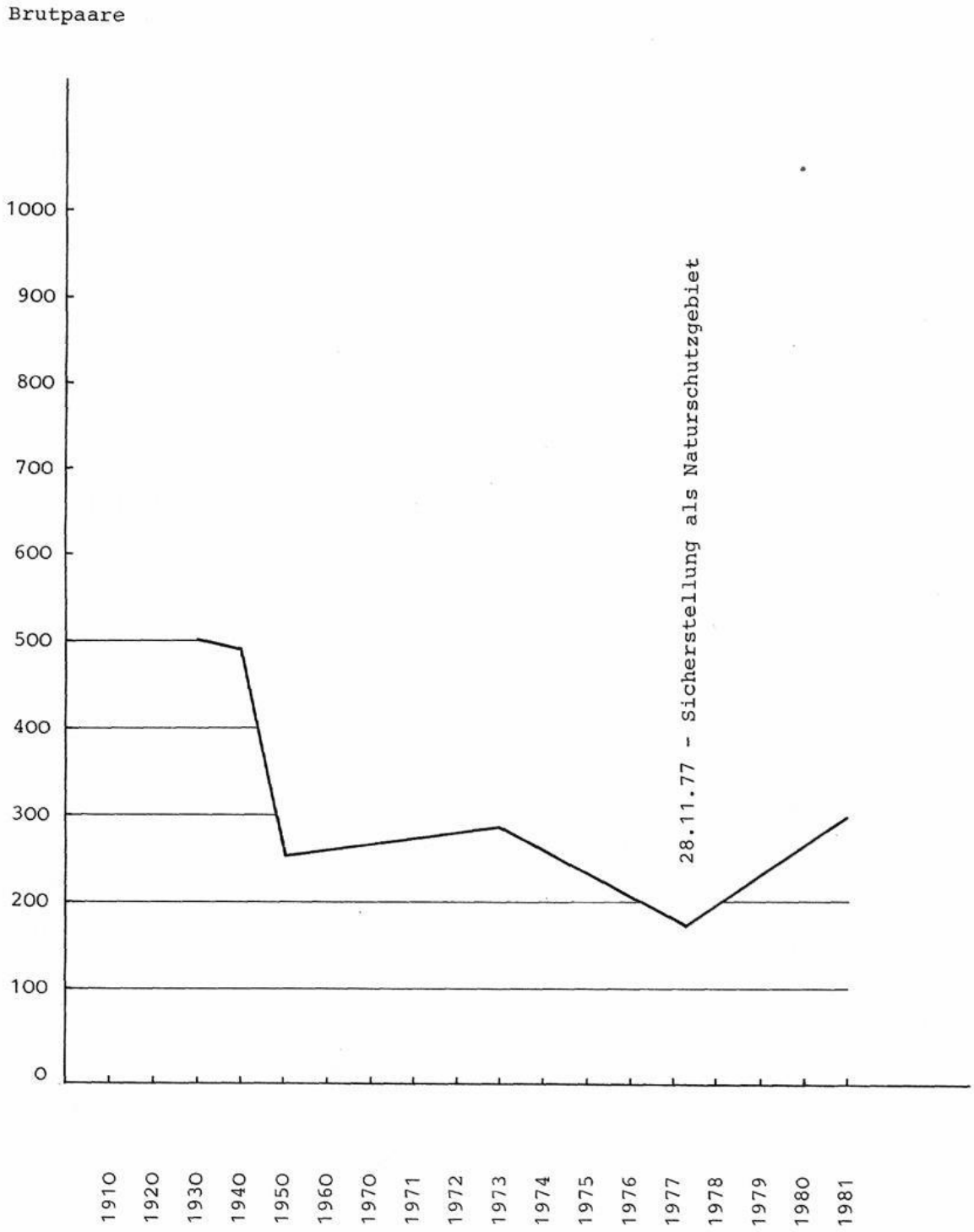
Die Entwicklung

Die Kolonie bestand bereits, als der Besitzer im Jahre 1935 das Grundstück erwarb. Über die damalige Stärke liegen jedoch keine genauen Angaben vor. 1942 fanden sich weitere Saatkrähen auf dem Grundstück ein, die aus Bokelesch, einem ca. 10 km nördlich von Scharrel liegenden Ort übergesiedelt waren. „Bokelesch" ist nach Angaben älterer Einwohner auf Grund von Bekämpfung, Abschuß durch Jäger und Eierräuberei durch Jugendliche, aber auch wegen Abholzung verschiedener Horstbäume aufgegeben worden. Diese Kolonie hatte eine Stärke von ca. 500 Saatkrähen, die nun nach Scharrel übersiedelten. Wo sich schon Saatkrähen angesiedelt haben, da gesellen sich gerne weitere hinzu.

So wurden in Scharrel zuerst die höchsten Bäume, in diesem Falle waren es Eichen und Kiefern, als Nistplätze gewählt. Die Kolonie vergrößerte sich zusehends. Bereits 1940 hatten die Vögel keine Ruhe mehr vor rücksichtsloser Verfolgung durch Jäger und Bauern. Das Resultat: innerhalb von 6 Jahren, von 1941 bis 1947, sank die Population von anfangs über 500 auf nur 210 Paare.

1955 sollte die Kolonie endgültig in einer Großaktion durch die Jägerschaft, vorher durch Mundpropaganda und Presse angekündigt, vernichtet werden. Da dieses in den Zeitungen bekanntgegeben war, konnte das Vorhaben noch rechtzeitig - die Jäger hatten sich bereits an der Kolonie eingefunden - durch die staatliche Vogelschutzwarte Wilhelmshaven, das Niedersächsische Landesverwaltungsamt und Naturschützer durch direktes Eingreifen verhindert werden.

Landesbibliothek Oldenburg



Der Bestand von 250 Saatkrähen schien sich bis 1973 zu stabilisieren, sicherlich auch ein Verdienst des verständnisvollen Besitzers. Da dieser die Verfolgung der Vögel von seinem Grundstück aus nicht erlaubte, wurde dieses mehrfach noch von Nachbargrundstücken aus versucht. Am 13. November 1972 warf ein schwerer Orkan innerhalb kürzester Zeit einen Großteil der Horstbäume, vor allem Kiefern, die nicht so standfest wie Laubhölzer sind, mit den Horsten um. Die sich inzwischen stabilisierte Saatkrähenpopulation sank im Jahre 1977 rapide auf den bisherigen Tief-

Landesbibliothek Oldenburg

Die Populationsentwicklung der Saatkrähen in der Kolonie „Scharrel" von 1934 bis 1981 in Brutpaaren:

1934	Bokelesch	500
1938	Bokelesch	485
1950	Scharrel	250
1972	Scharrel	280
1973	Scharrel	285
1976	Scharrel	203
1977	Scharrel	179
1978	Scharrel	269
1980	Scharrel	ca. 300

Der Rückgang beträgt von 1934 bis 1981 ganze 46 Prozent!

Der Saatkrähenbestand in der Bundesrepublik Deutschland in Brutpaaren

Bundesland	1954	1977	in v. H. des Gesamtbesandes
Schleswig-Holstein	15.000	10.000	65,5
Hessen	470	120	0,8
Hamburg	623	300	2,0
Rheinland-Pfalz	-	250	1,6
Niedersachsen	4.700	2.281	14,9
Saarland	ausgestorben	ausgestorben	-
Nordrhein-Westfalen	2.000	1.521	10,0
Baden-Württemberg	-	800	5,2
Bayern	598	-	-
Gesamt	23.391	15.272	100,0

stand von 179 Paaren ab. Bis zum Orkan hatten die Saatkrähen vorwiegend in den hohen Kiefern gehorstet, zogen danach aber aus Platzmangel in die Eichen um, während der übrige Teil der Saatkrähen die stehengebliebenen Kiefern als Horstbäume vorzog. Heute befinden sich 100 Horste in den Kiefern und über 200 in den Eichen.

Seit dem Tiefstand der Population von 179 Paaren im Jahr 1977 stieg die Zahl der Brutpaare auf 269 Brutpaare 1978 und 300 Brutpaare 1981. Diese erfreuliche Entwicklung ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß das Gebiet „Auf dem Lindenberg" am 28. November 1977 durch den Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Oldenburg als Naturschutzgebiet einstweilig sichergestellt wurde. Die Schutzbestimmungen lauten:

„Im Bereich des einstweilig sichergestellten Gebiets dürfen keine Maßnahmen vorgenommen werden, die geeignet sind, eine Veränderung oder Beeinträchtigung der Natur herbeizuführen, die Auswirkungen auf die Saatkrähenkolonie mit ihren Horstbäumen haben könnte".

In verantwortungsloser Weise drang im Mai und April 1981 trotzdem ein Jäger in das Schutzgebiet ein und schoß innerhalb einiger Tage mehrere der geschützten Vögel während der regulären Schonzeit, in der die hilflosen Jungvögel aufgezogen werden. Dabei wurden die Horste durchschos-

Landesbibliothek Oldenburg

Hier bewachen die Weibchen ihre Horste, damit keine Äste von den anderen gestohlen werden.

Später kommen die Männchen mit der Nahrung zu ihren Horsten, während die Weibchen brüten.

Landesbibliothek Oldenburg

sen, so daß die Alt- und Jungvögel getötet wurden. Aber auch wenn die Jungvögel unversehrt bleiben, hätten sie beim Ausfall der für die Fütterung so wichtigen Altvögel keinerlei Überlebenschancen.
Im August '81 wurden die letzten Hochspannungsleitungen auf Drängen des Besitzers unterirdisch verlegt, so daß heute kaum noch Verluste durch Stromtod entstehen dürften. Ehemals liefen die Hochspannungsleitungen in den von den Saatkrähen gerne als Anflugbäume genommenen Ulmen, Erlen und Eichen lang.

Die Saaatkrähen
Die Saatkrähe ist leicht von den anderen Corviedenarten, mit Ausnahme der Rabenkrähe, zu unterscheiden. Die Saatkrähe hat ein schwarz-violettes bis stahlblaues Gefieder, das sich durch starkes Schillern auszeichnet. Der Schnabel ist spitz und schlank, an der Wurzel unbefiedert und von einer grindigen, weißen Haut umgeben. An dieser nackten, weißen Schnabelwurzel ist die Saatkrähe auch feldornithologisch von der Rabenkrähe zu unterscheiden. Nur die Jungsaatkrähen tragen bis zum Januar des nächsten Lebensjahres eine befiederte Schnabelwurzel, so daß während dieser Zeit Verwechselungen mit der Rabenkrähe auftreten können. Die Jungsaatkrähen, die erst die Teilmauser im ersten Lebensjahr hinter sich haben, verlieren das bräunliche, nicht schimmernde Nestkleid in der Zeit zwischen Juni und September, wechseln erst aber nur das Kleingefieder und tragen das Obergefieder sowie Flügel- und Schwanzfedern noch ein Jahr, so daß diese stark abgenutzt erscheinen. Die Altvögel hingegen mausern bis Ende September alle Federn mit Ausnahme der Schwingen, deren Mauser bereits im Mai beginnt.
Die Saatkrähen brüten als gesellige Vögel in mehr oder weniger großen Kolonien. Schon ab Januar/Februar werden die Horste und Kolonien von einigen Vögeln aufgesucht, obgleich sich Ende Februar/Anfang März das Gros der Saatkrähen einfindet. Nun beginnt das eigentliche Leben in der Kolonie. Die Saatkrähen leben in Dauerehe. Jedes Paar besetzt nun möglichst das vorjährige Nest, sofern dieses nicht zerstört wurde. In solchem Falle wird vom Männchen ein neuer Brutplatz gewählt und dem Weibchen mit besonderen Gebärden gezeigt. Eine Besonderheit dieser Vögel ist, daß die beim Nestbau herunterfallenden Zweige nicht wiederverwendet werden, sondern lieber neue Zweige aus den Nachbarbäumen gebrochen werden. Dies wird vielfach als Belästigung empfunden und bringt den Saatkrähen im Ansehen Schaden ein. Innerhalb weniger Tage ist ein Großteil des Horstes, der aus Reisern, Ästen, Zweigen u. s. w. besteht, fertiggestellt.
Die Balz und Begattung der Weibchen, durch glucksende Laute des Männchens eingeleitet, erfolgt Ende März/Anfang April auf dem Horst. Das Gelege besteht aus 3 - 5 graugrünlichen, dunkelbraun gefleckten Eiern und wird nur vom Weibchen während der 17 bis 20 Tagen dauernden Brutzeit bebrütet. Das Männchen schafft während dieser Zeit unermüdlich bis zum 10. Tag nach dem Schlüpfen der Jungen die Nahrung allein herbei. Nachdem das Männchen 30 Tage lang gefüttert hat, füttern beide Elterntiere. Wenn danach die Jungvögel im Alter von 5 Wochen den Horst verlassen, werden sie noch mehrere Wochen lang weiterhin von den Alttieren gefüttert.

Landesbibliothek Oldenburg

Während der Zeit vom Beginn des Nestbaus bis zur beendeten Aufzucht der Jungvögel schlagen dem Beobachter unüberhörbar die heiseren, tiefen „Kraah-Rufe" entgegen.
Sobald ich mich noch als Unbekannter den Saatkrähen in ihrer Kolonie näherte und sie an ihren Horsten beobachtete, wurden sie unruhig, flogen auf und rotteten sich zu Dutzenden zusammen - immer bereit, sich im Notfall zu verteidigen. GARBERDING beschreibt, daß die geschlossene Krähenschar mit großem Lärm beim Auftauchen eines Feindes wie etwa Baummarder oder Habicht, angreift. Immer auf Distanz bleibend verfolgen sie den vor ihnen hergehenden Eindringling, um sich bald darauf wieder in der Nähe ihrer Horste auf den Horstbäumen niederzulassen. Sobald ich mich ihnen wieder zuwandte, um zu fotografieren, flogen die Saatkrähen urplötzlich wiederum auf und kreisten in Wipfelhöhe über mir. Der Besitzer, den die Saatkrähen schon seit Jahrzehnten kennen, wird von den Vögeln akzeptiert und kann, ohne daß die Saatkrähen unruhig werden, die gesamte Kolonie begehen.
Bei allen Autoren, die Werke über die Saatkrähe verfaßt haben, besteht Einigkeit darüber, daß der Nutzen der Saatkrähe weitaus größer ist als der Schaden. Nach Erkenntnissen ungarischer Ornithologen, die ein halbes Jahrhundert lang die Ernährungsbiologie der Saatkrähe erforscht haben, besteht die Nahrung aus Mäusen, Grillen, Laufkäfern, Rüsselkäfern, Maikäferlarven, Tipulidenlarven, Fliegenmaden, Maismotten, Erdraupen, Schmetterlingslarven, Schnecken, Tausendfüßlern, Schneewürmern, Ameisen, Spinnen, Moderkäfern und Mistkäfern aus dem tierischen Bereich und aus Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Hafer, Saatkartoffeln sowie vielerlei Unkrautsamen aus dem vegetabilischen Bereich. Desweiteren wird Nahrung verschiedenster Art: Brot-, Gemüse-, Obst-, Fleisch- und Wurstreste sowie vermeintliche Nahrung in Form von Kunstprodukten - speziell außerhalb der Vegetationsperiode von in der Nähe liegenden Müllplätzen aufgenommen.
Im Winter besteht die Nahrung der Saatkrähe zu 75 % aus pflanzlichen Stoffen. Mit zunehmender Wärme und damit verbundenem Aufleben der Insektenwelt nimmt die tierische Nahrung schnell zu. Bereits im April beträgt die sich vorwiegend aus Pflanzenschädlingen zusammensetzende Nahrung 72,2 % im Mai 76,8 % der Gesamtnahrung. In Zeiten besonders warmen Wetters und durch andere Umstände bedingter Übervermehrung von Pflanzenschädlingen bzw. Kulturpflanzenschädlingen kann die tierische Nahrung auf 100 % ansteigen. Im Juni liegt der Anteil der tierischen Kost bei 72,5 % im Juli bei 70 %, während der Anteil im August auf 61 % sinkt. Aber im September steigt er wieder auf 73,2 %. Um diese Zeit kommen die Saatkrähen durch das Umpflügen an tieferliegende Maikäferlarven, Drahtwürmer und vor allem aber an Feldmäuse heran.
Während des Einsetzens kühlerer Witterung vermindert sich im Oktober/November naturgemäß das tierische Nahrungsangebot: es beträgt im Oktober 65,1 %, im November 51,2 %. Das durchschnittliche Jahresmittel ergibt letztlich: tierische Nahrung 61,1 % und pflanzliche Nahrung nur 39,9 %. Saatkrähen ernähren sich folglich hauptsächlich von tierischer Nahrung. Trotz der durch viele Untersuchungen nachgewiesenen Nützlichkeit dieser Vögel wird heute fast ausschließlich auf den Schaden

Landesbibliothek Oldenburg

Angriffsbereit kreisen die Saatkrähen über dem Eindringling.

Landesbibliothek Oldenburg

hingewiesen. Dieses fällt auch leicht, da der Schaden in Form von herausgerissenen Keimlingen bzw. nicht aufgenommenen Pflanzen zu sehen ist, während der Nutzen in Form von vernichteten Kulturschädlingen mit dem Auge nicht wahrnehmbar ist. Bei extensiven Wirtschaftsformen wird das Schaden-Nutzen-Verhältnis weit zur Nutzenseite verschoben, wobei in intensivierten Betrieben sich Totalschäden, die in der Nähe der Mülldeponie Nord in Sedelsberg auf Haferfeldern bei Krähenbefall vorkommen, nachteilig auswirken.

Im Juni 1928 schoß man 200 Saatkrähen und untersuchte deren Mageninhalt. Man fand: 740 Engerlinge, 3 Junikäfer, 874 Rübenrüßler, 1.383 Liebstockrüßler, 176 andere Rüßler, 10 Salateulenraupen, 78 Grillen, 22 Heuschrecken, 4 Schnellkäfer, 2 Drahtwürmer, 24 Aaskäfer, 6 Mistkäfer, 7 Feldwanzen, 5 Laufkäfer, 6 Luzernekäfer und zwei Feldmäuse, insgesamt 3.321 Insekten und zwar überwiegend Schadinsekten. Hierzu ein Augenzeugenbericht:
„Im Fricktal in der Schweiz schien vor einigen Jahren die Wintersaat verloren zu sein, sie welkte dahin. Da fielen im Spätherbst Massen durchziehender Saatkrähen auf dem Acker ein. Nun hielt man die Saat erst recht für verloren und ließ die Krähen gewähren. Als die Krähen weitergezogen waren, sah die Erde wie gepflügt aus, so hatten die Krähen gebohrt und gehackt. Zum Erstaunen der Landwirte erholte sich die Saat jedoch und warf im folgenden Jahr den vollen Ertrag ab. Die Saatkrähen hatten die welkenden Felder als Nahrungsquelle erkannt und die darin enthaltenen Pflanzenschädlinge, vor allem Drahtwürmer, gefressen."

Ein Landwirt aus Süddeutschland berichtet:
„Es ist jetzt vier oder fünf Jahre her, daß ich im Nachbarort Land gepachtet hatte. Da gab es ein Weizenfeld, in dem die Körner eben keimten, die Saat also aus der Erde kam. Da war auf einmal während mehrerer Tage das Feld schwarz von Saatkrähen. Ich sagte mir: ‚Da ist es doch unmöglich, daß noch ein Körnchen bleiben kann'. Die Saat aber gedieh gut und brachte eine Rekordernte. Ich war von nun an anderer Ansicht über die Saatkrähen".
Wenn das Getreide ca. 10 - 15 cm hoch ist, wechseln die Vögel zur Nahrungssuche auf Feucht- und Trockenwiesen, Weiden, gepflügte Äcker sowie Kartoffeläcker aufgrund der geringen Sichtmöglichkeit um. Aber auch Wiesen werden bei 10 - 15 cm Grashöhe gemieden und erst nach der Mahd wieder aufgesucht. Mit Beginn der Getreideernte, Ende Juli, wurden die Vögel auf abgeernteten Wintergerste- und Gemengefeldern beobachtet, danach bis September auf Grünlandnahrungsflächen, dann häufiger auf Stoppelfeldern und frisch gepflügten Äckern. Mit Beginn der Frostperiode wurden keine bestimmten Flächen mit Ausnahme der Schuttplätze angeflogen.
Oft wird von vielen Autoren in der Fachliteratur behauptet, daß die Saatkrähen vor und während der Brutzeit nicht weiter als 4,5 km von der Kolonie entfernt fliegen. Deswegen muß das Biotop, das sie bewohnen, auch hervorragend die Nahrungsansprüche decken, die so viele Saatkrähen auf dem geringen Raum mit einem Radius von 4,5 km zur Existenz brauchen. Erst wenn die Jungen flügge sind, wird dieses Nahrungsgebiet größenmäßig ausgedehnt.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Saterland können an relativ vielen Stellen nahrungssuchende Saatkrähen, die aus der Kolonie Scharrel stammen, gesehen werden. Im folgenden Bericht aus dem Jahre 1978 von G. KLOPPENBURG geht hervor, wo sich die Saatkrähen innerhalb mehrerer Monate aufgehalten haben. An diesem Beispiel sollen die Aktivitäten der Saatkrähen dokumentiert werden.
„Am 1. Kontrolltag, dem 5. Mai '78, suchten die Vögel ihre Nahrung fast ausschließlich auf einigen bestimmten Ackerflächen; nur in 3 Fällen wurde Grünland aufgesucht. Die Ackerflächen waren zum Teil mit 10 cm hohem Getreide bestanden, zum Teil waren die Äcker schwarz. Die Zahl der an den einzelnen Punkten anwesenden Krähen schwankte zwischen 20 und 30 Stück. Die größte Flugentfernung von der Kolonie zum Nahrungsplatz betrug 2 km, die geringste Entfernung ca. 750 m.
Am 2. Kontrolltag, dem 16. Juni '78, wurden auf zwei beim ersten Male noch schwarzen Rübenäckern einige wenige (ca. 10) Krähen gesehen. Das Getreide auf den übrigen Äckern war bereits so hoch geworden, daß Krähen nicht mehr festgestellt werden konnten und wohl auch nicht mehr dort waren. Dagegen hielten sie sich jetzt auf den angrenzenden Viehweiden auf. Auch Viehweiden westlich der Kolonie am Hochmoorrand wurden intensiv nach Nahrung abgesucht. Die Anzahl der Krähen auf den einzelnen Flächen schwankte wiederum zwischen 20 und 30 Stück. Die größte Entfernung betrug 2.750 m, die geringste 1.500 m.
Am 3. Kontrolltag, dem 1. Juli '78, wurden erstmals größere Krähengruppen (bis 100) auf den besuchten Flächen festgestellt. Es handelte sich bereits um Alt- und Jungkrähen, die Nahrung auf abgemähten Wiesen suchten. In einem Fall wurde eine Schar von ca. 80 Krähen auf niederliegendem Getreide beobachtet. Die Jungtiere beteiligten sich jedoch nicht sehr intensiv an der Nahrungssuche, viele saßen unbeteiligt herum und warteten anscheinend darauf, noch von den Alttieren gefüttert zu werden. Bei einigen Exemplaren wurde diese Fütterung auch beobachtet. Ob dies bei allen Jungtieren und über die ganze Zeit erfolgte, konnte nicht festgestellt werden. Die Beobachtungen wurden aus größerer Entfernung mit dem Fernglas durchgeführt. Beim Näherkommen erhoben sich die Tiere sofort in die Luft, gewarnt durch den Ruf einer Altkrähe, die, erhöht auf einem Pfahl, Baum oder Strauch sitzend, Wache hielt. Diese Erfahrung wurde an diesem Tag auf allen Nahrungsflächen gesammelt. Die Entfernung zur Kolonie betrug an diesem Tage etwa 4 km bzw. 2.250 m.
Am Vormittag des 4. Kontrolltages, dem 22. Juli '78, waren auf einer Wiese nordwestlich der Kolonie mehr als 400 Krähenvögel (einige Dohlen, sonst Saatkrähen) versammelt. Die Jungkrähen suchten jetzt auch selber nach Freßbarem. Im Auto sitzend, konnte beliebig lange beobachtet werden, sobald das Fahrzeug verlassen wurde, erhob sich der Schwarm in die Luft. Umgekehrt ließen sich die Tiere alsbald wieder nieder, wenn man das Fahrzeug wieder aufgesucht hatte. Am Nachmittag wurden hier keine Vögel mehr gesehen. Der Schwarm hatte sich anscheinend auf Wiesen und Weiden im Westen (ca. 200 Stück), Süden (ca. 150) und Osten (ca. 200) der Kolonie aufgeteilt. Die aufgesuchten Flächen waren ca. 2,75 - 3,5 km von der Kolonie entfernt.
Am letzten Kontrolltag, dem 5. November '78, wurden relativ viele Vögel in und über der Kolonie sowie auf den umgebrochenen Ackerflächen in unmittelbarer Nähe der Kolonie (0,5 - 1,25 km) gesehen. Die Trupps setzten

Landesbibliothek Oldenburg

sich aus ca. 30 - 50 Krähenvögeln (Saatkrähen und Dohlen) zusammen. Ferner wurden Saatkrähen und Dohlen bei der zentralen Müllanlage, Sedelsberg, (ca. 7 km entfernt) gesichtet. Wie Arbeiter dort berichteten, halten sich hier vom Herbst bis zum Frühjahr öfter größere derartige Schwärme auf. Nördlich der Kolonie wurden Saatkrähen auf einer umgebrochenen Ackerfläche (5,5 km) sowie auf einem noch nicht abgeernteten Maisfeld (7 km) beim Kolbenfraß beobachtet. Wie ein Landwirt aus Godensholt (ca. 20 km nordöstlich der Kolonie) berichtete, halten sich im September/Oktober Schwärme von mehreren hundert Saatkrähen und Dohlen auf den dortigen Grünländereien auf. Die Vögel fliegen bereits am frühen Nachmittag in Richtung Südwesten ab, gehören also unzweifelhaft zur Kolonie „Scharrel". Ob noch weitere Orte in größerer Entfernung zum Nahrungserwerb aufgesucht wurden, ist nicht bekannt, kann aber nicht ausgeschlossen werden. Der Besitzer des Koloniegrundstücks wußte zu berichten , daß die Saatkrähen ab Spätsommer gegen Abend in einem geschlossenen Schwarm aus Südosten in die Kolonie einfallen. Es scheint, daß sich die Vögel zunächst sammeln, um dann geschlossen zum Brut- bzw. Schlafplatz zu fliegen. Diese Tatsache wird auch von PORATH (1964) erwähnt".

Zu diesem Bericht von 1978, der Überblick über die Aktivitäten innerhalb einer Brut- und Aufzuchtsaison gibt, ist hinzuzufügen, daß im Ostermoor ab Juli Schwärme von 200 und mehr Saatkrähen beobachtet werden können, die scheinbar ziellos umherfliegen, um sich mit den anderen Saatkrähen, die möglicherweise auf anderen Flächen tagsüber der Nahrungssuche nachgegangen sind, vereinigen. Erst wenn mindestens 75 % der zur Kolonie gehörigen Saatkrähen versammelt sind, fliegen sie von den Hochmoorwiesen in Richtung Kolonie ab, wo sie spät abends, am Ende der Dämmerung, einfallen. Dieses geschieht so, daß alle Saatkrähen in großer Höhe kreisen und sich plötzlich wie auf Kommando im Sturzflug in ihre Schlafbäume fallen lassen. Alt- und Jungvögel zusammen können so einen Schwarm von über Tausend Exemplaren ergeben.

Die Kolonie

Die Horstkolonie, die über das gesamte Areal von 4,5 ha verbreitet ist, besitzt eine Größe von 315 Horsten (April 1981). Die Horste sind vornehmlich in den Wipfeln der Bäume in ca. 10 bis 20 Metern Höhe, je nach Größe des betreffenden Horstbaumes, errichtet. Oft finden sich auf einem einzigen Horstbaum 15 und mehr Horste, so daß manche Horste in Stockwerken übereinandergebaut sind. Auch kommt es vor, daß es zur sogenannten „Horstklumpenbildung" kommt, wobei viele Horste eng beieinander sitzen. Die einzelnen Horste können einen Durchmesser von einem halben Meter erreichen und sind dabei oft so nahe beieinandergebaut, daß man nur schwerlich ihre äußere Begrenzung, d. h. den Nestrand, erkennen kann. Die Horste sind in der Hauptsache aus kleinen Ästen, Zweigen und Reisern aufgebaut. Da die Horste schon im März entstehen, haben sie alle die schwarzbraune Farbe der noch unbelaubten Äste und erscheinen deswegen von außen so derb. Das Nistmaterial stammt hauptsächlich von den Eichen und Kiefern aber auch von Ulmen und Birken. Im Inneren hinge-

Landesbibliothek Oldenburg

Perlschnurartig sind die einzelnen Horste an einer jüngeren Eiche übereinander aufgereiht.

Es wurden Horste in mehreren Stockwerken im Wipfel einer Eiche errichtet, insgesamt 8 Horste.

gen sind die Saatkrähenhorste, wie auch bei den Nestbauten anderer Rabenvögel, mit Schlamm und Erde gefestigt. Darin befindet sich weiterhin noch eine tiefe, längliche Mulde, mit Wolle, Gras, Moos, Federn und Haaren ausgepolstert, um die Jungvögel vor dem Herausfallen aus dem Horst zu schützen. Die bevorzugten Brutbäume im Raum Weser-Ems sind Eiche, Esche, Linde, Kiefer. 84 % aller Horste wurden in diesen Holzarten errichtet. 35 % der Horste wurden in Eichen, 24 % in Eschen, 15 % in Linden und 10 % in Kiefern gefunden. Es werden die höchsten Bäume der Umgegend als Nistbäume bevorzugt. Am geeignetsten sind die Bäume mit einer breit auslegenden Gabelung an der Spitze, um die Horste aufzunehmen. In der Regel kommen auf einen Brutbaum 3 - 4 Nester. In der Kolonie Scharrel sind Bäume mit 15, 19 und 23 Horsten zu finden. Im Durchschnitt sind hier 3,1 Horste pro Baum zu finden. In dieser Kolonie sind relativ viele Einzelnester pro Baum vorhanden. Durch den Orkan 1972 wurden viele Bäume umgeworfen, so daß Stangenholz neben den üblichen Brutbäumen von den Saatkrähen genutzt werden.

19 der 24 Kolonien im Raum Weser-Ems stehen unmittelbar an Gewässern wie Weser, Ems, Hunte, Sater Ems, Vechte, Jadebusen, Nordsee, Dollart, Ems-Jade-Kanal. Dieses auffällige Phänomen der Gewässernähe ist noch nicht geklärt. Allerdings nimmt man an, daß sich das hohe Nahrungsangebot der an Gewässer angrenzenden Feuchtgebiete günstig für die Saatkrähe auswirkt. Auch besteht eine ursprüngliche Bindung an Gewässer,

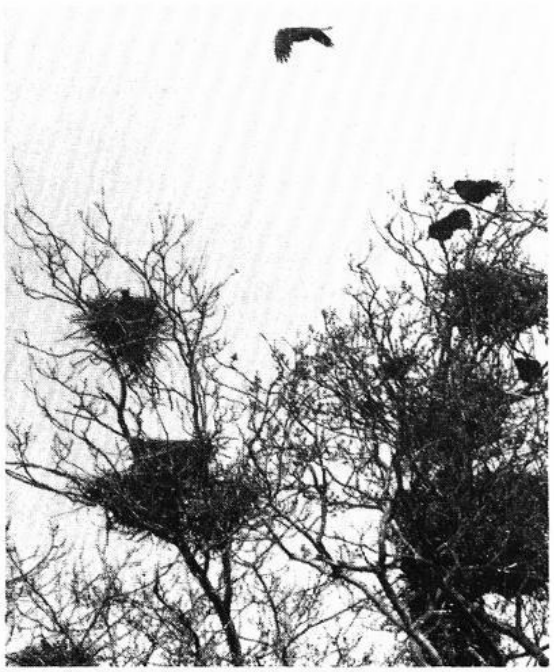
Landesbibliothek Oldenburg

die heute noch nicht verloren ist. Die Kolonie „Scharrel" liegt direkt an der Sagter Ems, welche ehemals mit den Hochmooren einen einzigartigen Feuchtgebietkomplex einging. Deswegen erfolgte auch die Ansiedlung hier. Ebenso verhält es sich mit der Bodenart: Aueböden besitzen die hohe biologische Aktivität und sind leicht durchwurzelbar. Viele Pflanzenschädlinge sind feuchtigkeitsliebend, z. B. Ackerschnecke, Erdschnake, Drahtwürmer und Springschwänze etc. In gewässernahen, also feuchten und lockeren Böden finden diese Schädlinge gute Lebensbedingungen. Zumindest ist das Angebot an Kleinlebewesen für die Saatkrähe größer als auf weniger zusagenden Böden. Außerdem ist es für die Saatkrähe hier leichter in den Boden einzudringen, als in tonreichen oder ähnlichen Böden. Dieses dürfte der Hauptgrund für die Ansiedlung der Kolonien in Gewässernähe sein.

Die Kolonien im Raum Weser-Ems liegen zudem in unmittelbarer Nähe von Dörfern, Städten oder Gehöften. Diese auffällige Bindung der Saatkrähenkolonien an menschliche Siedlungen ist jedoch keine Erscheinung unserer Zeit, sondern wurde von anderen Autoren bereits aus früherer Zeit mitgeteilt (Kolonien in Kiel ab 1859, Leipzig 1908, Danzig 1953, Hamburg 1949, Berlin 1919, Wiesbaden 1949). Hierfür gibt es mehrere Erklärungen. Man nimmt an, daß Saatkrähen alte Baumbestände der Bauernwälder oder von Gehöften bevorzugen, da hier oft ideale, große Horstbäume zu finden sind. In den Marschgebieten sind die Saatkrähen, gezwungen die wenigen Gehölze in Gehöftnähe anzunehmen. Eine andere These bezeichnet die Tendenz, die Horste in nächster Nachbarschaft zu menschlichen Siedlungen anzulegen, als eine Art „Schutzflucht". „Nach Verlust der alten Brutbäume bezeigt die Saatkrähe in der Wahl der Brutbiotope eine gewisse Umstellungsfähigkeit, da die nach der Vertreibung aus den mehr abseits gelegenen Krähenwäldern im gepflegten Baumbestand der Bauernhöfe siedelte, wo sie sich in der Regel größeren Schutzes erfreute, insbesondere vor der wilden Nachstellung durch Jugendliche." Weiterhin wird behauptet, daß innerhalb von Ortschaften eine größere Sicherheit vor Beschuß gegeben ist. Auch werden als Grund für das Nisten in Ortschaften „Bindungen aus einer Zeit, in der vornehmlich das Land um die Ortschaften herum kultiviert war und die Saatkrähe gezwungen war, die Nähe menschlicher Siedlungen aufzusuchen", angegeben.

Für den Schutz dieser Art wurde wenig getan. So ist der Bestand an Saatkrähen im westlichen und nördlichen Niedersachsen seit den 20iger Jahren um über 70 % zurückgegangen. Im südöstlichen Niedersachsen betrug der Rückgang während dieser Zeit sogar 99,7 % in Zahlen: 1850/75 = 15.000 - 20.000 Brutpaare, 1973 = 65 Brutpaaare. Im Weser-Ems-Raum gab es um die Jahrhundertwende mit ca. 6.000 Brutpaaren mehr Saatkrähen als heute. Der Bestand sank bis 1950 auf ca. 1.900 Brutpaare und wurde bis 1965 auf ca. 1 100 Paare, also ingesamt um 84 %, verringert. Dieser Bestand hielt sich mit kleineren und größeren Schwankungen bis 1976 (1.200). Seit 1977 ist eine leichte Zunahme (1.350) zu verzeichnen, die sich auch 1978 (ca. 1.600) fortsetzt. Es ist von einer leichten Erholung der Bestände zu sprechen, jedoch muß vorerst die Entwicklung der nächsten Jahre abgewartet werden, um endgültig von einer Gesundschrumpfung sprechen zu können. Die Bestandszunahme ist auf das gute Nahrungsange-

Landesbibliothek Oldenburg



Horstklumpen, insgesamt ca. 15 Horste. Jede Saatkrähe bewacht ihren Horst, da andere sich sonst an den Horsten ihrer „Nachbarn" vergreifen würden, um Äste zu stehlen.

Eine typische „Horstklumpenbildung" in einer der Kiefern.

bot in den letzten Jahren (Mäuse, Tipulalarven) zurückzuführen. Keineswegs darf diese leichte Erholung im Bestand dazu führen, daß einer stärkeren Forderung nach Bekämpfung der Saatkrähe leichtfertig und schnell nachgegeben wird.

Die Gründe für den Rückgang waren und sind weniger die Veränderung des Lebensraumes, sondern die direkte, systematische Verfolgung durch den Menschen in Form von

Abschuß durch Jäger, Ausspritzen durch Feuerwehren, Baumschlag, Vergiftung der Jung- und Altvögel, Eierraub, Jungenentnahme, Nesterausreißen durch Jugendliche und Erwachsene, Nachstellung durch Landwirte, Vergiftung des Lebensraumes durch Pestizide und Insektizide.

Die einzige Möglichkeit zum Schutz dieser Art ist die Aufnahme in die Naturschutzverordnung des § 22 des Bundesnaturschutzgesetzes und somit zu den besonders geschützten Tierarten zählt. Die Saatkrähe wurde bereits 1972 in die „Rote Liste" aufgenommen. Bekommt sie keinen besonderen Schutzstatus auf Bundesebene, so ist diese Art zumindest auf Landesebene besonders zu schützen, was durch den § 22, Absatz 5, des BNatschG möglich ist. Fangen, Verletzen oder Töten der Art oder Eiersammeln wäre dann unter Strafe gestellt. Weiterhin muß danach getrachtet werden, die Brutbäume zu erhalten, etwa durch Ausweisen als Landschaftsschutzgebiet o. ä., da sonst immer noch die Möglichkeit besteht, die „Plagegeister" durch Fällen der Bäume außerhalb der Brutperiode zu vertreiben.

Eine weitere wichtige Voraussetzung für die Durchführbarkeit der Schutzbestimmungen ist die Information der Öffentlichkeit.

Landesbibliothek Oldenburg

Schwarze Gesellen

Von Joseph Bullermann

Weihnachten mit Lichterglanz und Kuchenduft ist schon gewesen, und auch Silvester mit dem „Feuerzauber" ist vorbei, das neue Jahr hat seinen Anfang genommen, und schon ist das Ende der „hilligen zwölf Nächte". Es ist Dreikönigstag, der heuer auf den Sonntag fällt. Nach den „Zwölften" ist das Wetter umgeschlagen, die Luft ist hoch und rein geworden. Hell scheint die Sonne schon am Vormittag, und um die Mittagszeit spürt jeder, daß vielleicht Winter wird nach all den dunklen Tagen; denn diese fangen nun zu „längen" an.

Es ist ganz still draußen, und aus der Höhe höre ich weit weg von mir Krah, Krah und Raab, Raab, dazwischen ein hohes Tschak, Tschak, und ich muß mit den bloßen Augen lange suchen, bis ich sie gefunden habe, dazu blendet mich das helle Mittagslicht des klaren Wintertages. Doch dann habe ich sie, ganz hoch, höher noch als der neugotische Turm der Dorfkirche, viele dunkle Punkte, hundert sind es und mehr; mal im Fluge näher sich zusammenziehend, dann wieder auseinanderstrebend, die einen mit langem, lahmem Flügelschlag, die andern rascher und viel wendiger, Rabenvögel sind es: Schwarze Gesellen.

Meine Gedanken gehen zu ihnen und mit ihnen über das weite Land im Wintersonntagsmittagsglast.

Anderntags treffe ich sie wieder, gar nicht weit weg von der Landstraße. Es ist noch früher Vormittag, und da sitzen sie auf dem abgeernteten Maisfeld zwischen den steifen Stoppeln und stochern eifrig im Boden mit ihrem dicken Schnabel. Viele sind es wieder, Hunderte, und noch immer kommen mehr dazu aus den nahen Wäldern, durch die Luft rudernd wie eine Karawane. Auch sie fallen dort ein. Die nahe Viehweide, auf die der Bauer Gülle verteilt hat, ist übersät von ihnen. Rabenkrähen (Corvus corone) in tiefem, stumpfem Schwarz, Nebelkrähen im grauen Mantel von jenseits der Elbe (Corvus corone cornix), junge, blanke, blau- und grünlichschimmernde Saatkrähen und auch alte mit der nackten, kahlen, grindigen Schnabelwurzel, den „Hexengesichtern" (Corvus frugilegus), zwischen ihnen die flinken, listigen Dohlen (Corvus monedula) mit den silbernen Augen, eine große Gesellschaft von Corviden. Alle sind sie eifrig bemüht, ihren knurrenden Magen zu füllen mit dem, was das Land ihnen an dieser Stelle noch bietet. Noch ist der Boden nicht gefroren, und da findet man schon etwas.

Woher mögen sie alle gekommen sein?

Zurück denke ich an meine Schul- und Kinderzeit, da wir im Frühjahr Krähennester suchten, um uns die Eier anzueignen, da der Vogel doch so „schädlich" war. Rabenkrähenhorste gab es immer im Bruch, aber sie waren für uns nicht immer zu erreichen; denn häufig war der Erlenstamm zu dick und auch zu glatt. Da wünschten wir uns Steigeisen, aber woher nehmen, die waren doch nur den Telegraphenmännern vorbehalten. So zogen wir grollend von dannen und überließen der Rabenmutter ihr Gelege und den Horst, den sie und der Rabenvater mit soviel Fleiß und Mühe zusammengetragen und gebaut hatten. Haben sie erst ihre Jungen im Nest,

Landesbibliothek Oldenburg

sind sie rührend besorgt um sie, und das Wort vom Rabenvater, der Rabenmutter, den Rabeneltern stimmt ja nicht, irrtümlich gelten diese Eltern als lieblos gegen ihre Jungen. Alle Rabenvögel leben in Dauerehe, ein Leben lang.

Die böse und schädliche Krähe des Frühlings und Sommers fand aber von uns Jungen der ersten Schuljahre Mitgefühl und Mitleid, wenn die Lehrerin sie uns im heimatkundlichen Anschauungsunterricht wintertags auf dem großen Anschauungsbild, vor der Wandtafel aufgehängt, vorstellte, da draußen alles tief verschneit war. Im Vordergrund des Bildes saß vor einem etwas abseits stehenden Landhaus am Rande des Dorfes im tiefen Schnee der große Rabe, um Futter bettelnd. Nach der Größe des Vogels muß es ein Kolkrabe (Corvus corax) gewesen sein, der heute außer in den Alpen nur noch in wenigen Exemplaren in einigen Bezirken Schleswig-Holsteins und des nördlichen Niedersachsen als Brutvogel anzutreffen ist. Der große schwarze Vogel sollte ja auch im großen Farbkontrast zum weißen Vordergrund des Bildes ganz allgemein unser Gemüt für die im Winter Not leidende, freilebende Tierwelt anregen und tat es auch in hohem Maße. Der Futterplatz brachte uns Jungen Freude an der Beobachtung seiner Besucher, auch der Krähen, die doch im Sommer so vorsichtig waren.

Im Religionsunterricht hörten wir von dem Raben, den Noe aus der Arche fliegen ließ, 40 Tage nachdem diese auf dem Berg in Armenien stehen geblieben war und auch die Gipfel der Berge aus dem Wasser hervorgekommen waren. Doch der Rabe kehrte nicht zurück, da er genügend Nahrung an den toten Körpern fand und auf den Berggipfeln ausruhen konnte. Er hatte kein Verlangen nach erneuter Gefangenschaft in der Arche, wo er die Freiheit so lange hatte entbehren müssen. Seine Undankbarkeit fürs Überleben der Sündflut gefiel uns Kindern nicht.

Im Märchen von den sieben Raben hörten wir die undankbaren schwarzen Gesellen als verwandelte, ungehorsame garstige Buben mit lautem Raab, Raab und schwerem Flügelschlag über das Elternhaus rauschen, in dem das todkranke Schwesterchen vergeblich auf das Wasser für seine Taufe hatte warten müssen, und verwünschten sie.

Da waren die Raben schon besser, die den Elias, der den gottlosen Baalsanbeter König Achab im Reiche Israel zurechtgewiesen und ihm und seinem Lande die Dürre als Strafe Gottes angedroht und vorhergesagt hatte, in der Verbannung mit Nahrung versorgten. Elias floh vor dem Grimm des Königs auf Gottes Geheiß: „Zieh weg von hier und verbirg dich am Bache Karith. Aus dem Bache kannst du trinken, und den Raben habe ich befohlen, dich zu ernähren". Elias ging hin. Er trank aus dem Bache, und die Raben brachten ihm jeden Morgen und Abend Brot und Fleisch. „Gerade die raubsüchtigen Vögel", sagt der hl. Basilius, „mußten dem Propheten Speise bringen, und die, welche fremde Speisen anzufallen pflegen, dem gerechten Manne zu Dienern werden; ihrer Natur ganz vergessend, gehorchten sie der göttlichen Weisung".

In der germanischen Mythologie begegnet uns der Rabe als „Wodansvogel". Neben dem schnellen Roß sind die beiden weißen Raben Hugin, der Gedanke, und Munin, das Gedächtnis – die Erinnerung, des Göttervaters ständige Attribute. Sie hocken auf seinen Schultern, schlagen mit den Flügeln und raunen ihm ins Ohr, was sie gesehen und gehört haben; jeden

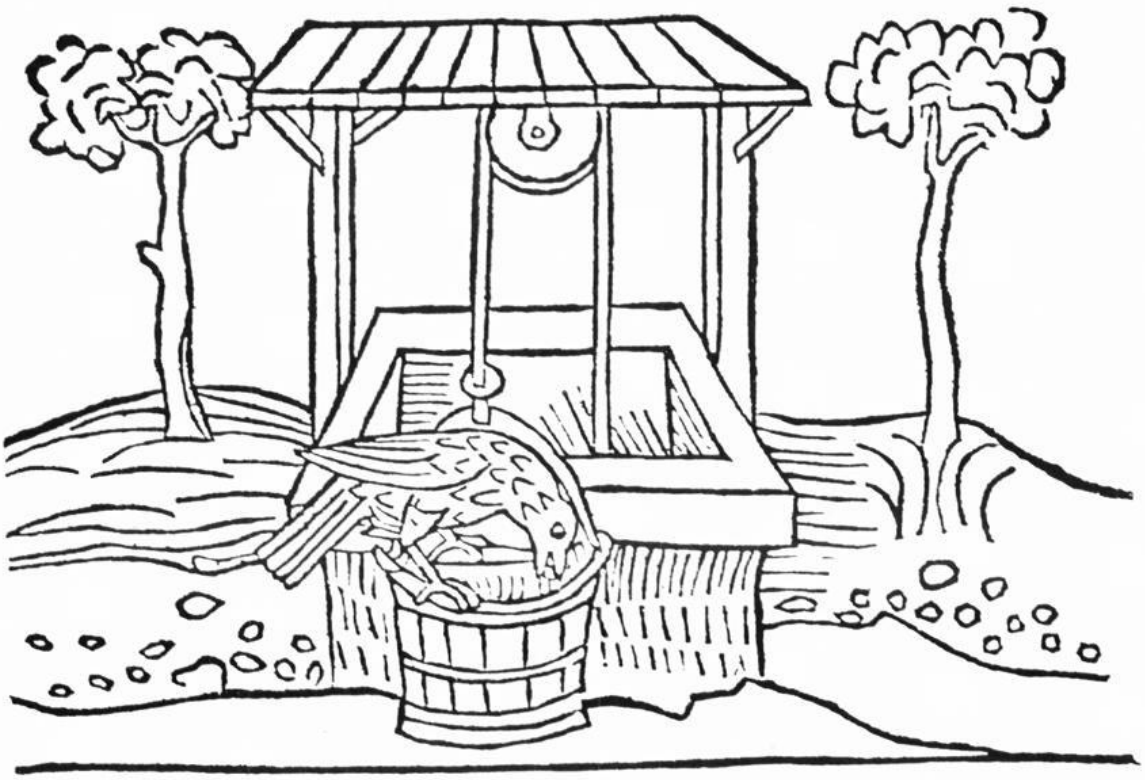
Landesbibliothek Oldenburg

Wodan mit den Raben,
Bronzebeschlag auf einem Helm
(Wendel in Upland, Schweden).

Morgen sendet er die beiden Vögel aus, die Welt für ihn zu durcheilen und zu durchforschen. Daher weiß er, was den Menschen ganz besonders frommt und fehlt; denn er regiert des Jahres Zeiten und der Sterne Lauf, ihm gehorchen Wind und Woge. Für die Germanen war der Kolkrabe als Wodansvogel das Symbol der Weisheit. Verhaltensforscher haben seit Beginn der Tierpsychologie gerade dem Intelligenzgrad von Rabenvögeln große Aufmerksamkeit geschenkt und gefunden, daß es nur wenige Vögel gibt, die den Stand dieser Vögel erreichen. Daß sie in hohem Grade lernfähig sind, zeigt schon ihr großes Gehirn. So hat die Wissenschaft bestätigt, daß dem Raben nicht nur sein würdiges Einherschreiten und gleichzeitiges Kopfnicken den Ruf eingebracht haben, ein Weiser zu sein, sondern daß er von Natur weise und klug ist, mehr als der Steinkauz, den die Griechen als Symbol der Weisheit verehrten. Schon in den Jahrhunderten vor der wissenschaftlichen Tierbeobachtung wird in Tiersagen und -fabeln über die Klugheit der Krähe berichtet. Eine Basler Äsop-Inkunabel des späten 15. Jahrhunderts mag es zeigen. Eine durstige Krähe kam zum Brunnen und fand dort einen großen Eimer, in dem aber so wenig Wasser war, daß sie es vom Eimerrand aus nicht erreichen konnte. Sie sann auf einen Ausweg, nahm von den umherliegenden kleinen Steinchen und warf sie in den Eimer, so daß das Wasser darin höher und höher stieg. Bald konnte sie es erreichen und löschte ihren Durst.
Infolge ihrer Gelehrigkeit und großen Vorsicht konnten sich die Rabenvögel erhalten trotz unerbittlicher Verfolgung durch die Menschen. Der älteste bis zur Stunde bekannte Rabenvogel lebte vor vielen Millionen

Landesbibliothek Oldenburg

Jahren in Frankreich, seine Gattung Miocorax ist inzwischen ausgestorben.
Rabenkrähen lassen sich gut zähmen. Als Schuljunge hatte ich eine Rabenkrähe. Als Nestling aus dem Horst genommen, habe ich sie aufgezogen und zunächst im Käfig gehalten, sie später sich dann frei bewegen lassen. Sie hatte sich mit den Hühnern angefreundet, und es wurde ihr von diesen allabendlich bereitwilligst auf den Sitzstangen im Hühnerstall ein Platz eingeräumt. Ebenso erging es einer Elster. Die letztere hat es am längsten ausgehalten und den Winter in der Nähe der Menschen und des Hausgeflügels überstanden. Als aber im nächsten Frühjahr ihre Artgenossen allzusehr lockten, hat sie sich immer häufiger in den nahen Wald zurückgezogen, bis sie gar nicht mehr in den ihr sonst so vertrauten Hühnerstall zurückkehrte.
Konrad Lorenz, der bekannte Tierverhaltensforscher, schreibt den Dohlen ein so hoch entwickeltes Familien- und Gesellschaftsleben zu wie wenigen anderen Vögeln oder höheren Tieren. Erstaunlich ist, was er über die eingehaltene Rangordnung unter ihnen innerhalb der Dohlengemeinschaft berichtet.
Jung eingefangene Dohlen lernen leicht, sich ihrer Umgebung anzupassen oder tierische Laute und sogar menschliche Worte nachzuahmen. Auch ihre Vorliebe für glänzende Gegenstände, die sie in ihr Nest schleppen oder irgendwo verstecken, ist weithin bekannt, und diese Eigenschaft teilen sie besonders mit den ihnen verwandten Elstern. Das „Deutsche Lesebuch für höhere Lehranstalten" von Ernst Bender, nach dem Kriege in unseren Schulen im Gebrauch, schildert in dem Beitrag von Heinrich Fröhle „Der



Landesbibliothek Oldenburg

Rabe auf dem Schloßhof zu Merseburg" die traurige Geschichte des treuen Kammerdieners des Bischofs Thilo von Trotha in Merseburg.
Der Bischof besaß einen sehr kostbaren Ring, den er beim Waschen vom Finger abzuziehen und in das offene Fenster seines Schlafgemachs zu legen pflegte. Eines Tages war der Ring nach dem Waschen verschwunden und nirgendwo aufzufinden. Außer dem Bischof hatte nur der alte Kammerdiener das Gemach betreten, der aber wegen seiner Treue und Verläßlichkeit vom Bischof hochgeschätzt und nicht des Diebstahls bezichtigt wurde. Unter dem Hofgesinde aber hatte der Diener Feinde und Neider, denen es gelang, den alten Diener der Unehrlichkeit zu verdächtigen. Er wurde angeklagt, verhaftet und nach Geständnis durch Folter enthauptet. Noch auf dem Schafott widerrief der Unglückliche. Einige Jahre später entdeckte ein Schieferdecker beim Ausbessern eines Turmes des Schlosses in einem Rabennest den verlorenen Ring und gab ihn dem Bischof zurück. Dieser ließ in einer Kapelle des Domes ein in Erz gearbeitetes Kunstwerk schaffen, auf dem neben dem treuen Diener auch der eigentliche Dieb, der Rabe, seine Stelle fand. Ob dieser Rabe eine Dohle war?
Im oben genannten Buch berichtet Ludwig Finckh aus seiner „frohen Jugendzeit". „Und noch ein Kamerad war da, eine junge Dohle. Dem Hansel wurden die Schwungfedern gestutzt, daß er nicht durchgehen konnte; er saß immer auf einer Schulter, wir wechselten uns ab und hatten stets verpickte Ohrläppchen. Wenn wir schreiben wollten, packte er den Federhalter mit dem Schnabel von unserer Schulter aus und verspritzte unsere weißen Bogen mit Tinte. Er stahl alle Silberlöffelchen im Haus".
Dohlen sind Höhlenbrüter, bevorzugen ganz besonders auch Kirchtürme. Vor einigen Jahren hat man im hohen Turm von Cappeln, der viele Erker und Fensterchen hat, den Dohlen den Zugang durch Draht und Bretter versperrt, da das Heranschleppen und Anhäufen von Nistmaterial durch die Vögel im Innern des Turmes nicht mehr länger geduldet werden konnte. Aber auch heute noch umkreisen Dohlen den Turm, zwar wenige nur, aber diese haben wohl noch irgendwo einen Einschlupf gefunden.
So unerreichbar hoch sie uns schienen am gotischen Turm von Cappeln, so unheimlich nahe flattern sie über uns hinweg in der Fußgängerzone von Cloppenburg. Sie fliegen von den Schornsteinen der Häuser einer Straßenseite zu denen der anderen, sie hocken zu dritt auf der Fernsehantenne und verlassen den unbequem schwankenden Platz mit höhnisch-heiserem Tschak, Tschak, als ob sie wüßten, daß sie vom Gesetz her vor den Menschen geschützt sind.
Im Sprachgebrauch vieler Nationen finden wir in Sprichwörtern und Sinnsprüchen die Krähe. Der Lateiner kennt das Wort: cornicum oculos configere
= den Krähen die Augen aushacken
= selbst die Vorsichtigsten täuschen
= den Geriebensten prellen.
Da die Krähe sich ganz besonders auf ihr scharfes, waches und kluges Auge verlassen kann, ist es schwer, sie an dieser Stelle zu verletzen. Der Lateiner kennt aber auch das Deminutivum von cornix = cornicula = dumme Krähe. Es ist wohl die junge, unerfahrene, alberne noch „dumme" Krähe gemeint.

Landesbibliothek Oldenburg

Wir gebrauchen die Redewendungen: schwarz wie ein Rabe; krächzen, stehlen wie ein Rabe. Eine Seltenheit ist der „weiße Rabe". Es hilft kein Bad am Raben (er bleibt doch schwarz). Gott erbarmt sich der verwaisten Raben, die ihn anrufen.
Das Mittelalter prägte die Wendung: Dich werden die Raben (am Galgen) fressen. Der Unglücksrabe ist ein Unheilverkünder, ein Unglücksmensch, ein Pechvogel. Aus der Hüttenjagd kennt der Jäger die „Krähenhütte", jenes Versteck, aus dem man mit dem Uhu als Reizvogel Krähen erlegte zu der Zeit, da Krähen und Greifvögel noch in übergroßer Zahl vorhanden waren.
Als Hilfsmittel zur Jagd für die Beobachtung anlaufenden Wildes in Dickungen dienen bei Waldtreiben die sog. „Krähenfüße". Das sind etwa 50 m lange, schmale, holzfreie Linien, die am Stand eines Schützen zusammentreffen, auf denen anlaufendes Wild wie besonders Schwarzwild und Fuchs rechtzeitig erkannt und beobachtet werden kann.
Anlage und Form dieser Krähenfüße sind vergleichbar jenen büschelförmigen Hautrunzeln an den äußeren Augenwinkeln des Menschen, die eine Erscheinung beginnenden Alters sind.
Als „Krähennest" bezeichnet man den Platz des Ausguckpostens am Mast der Kriegs- und Handelsschiffe.
Das Hühnerauge, der Leichdorn, wird auch „Krähenauge" genannt.
„Krähenauge" nennt man die äußerst giftige Brechnuß (semen strychni), Same eines Tropenbaumes, aus dem Strychnin gewonnen wird.
Die heidekrautähnliche Pflanze (empetrem nigrum) mit blaßroten Blüten und schwarzen Beeren, die gern in Heide und Hochmoor wächst, heißt „Krähenbeere". Die schwarze Frucht soll Schwindelgefühle erregen und wird daher auch Rausch-, Trunkel- oder Duhnbeere genannt.
Eine salzliebende Pflanze an der Küste, auf den Deichen und in der Marsch ist der „Krähenfuß" (coronopus procumbens).
Vom Düsteren, Unbestimmten sind die „schwarzen Gesellen" umwittert. Detlev von Liliencron läßt in dem lyrischen Gedicht „Einer Toten" den Trauernden wehmütig klagen: „Ach, daß du lebtest! Tausend schwarze Krähen, die mich umflattern auf allen Wegen, entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten, die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit".
In dem österreichischen „Reiterlied" läßt Hugo Zuckermann den Feldsoldaten und Kavalleristen des 1. Weltkrieges mutig und begeistert, jedoch todesahnend sagen:

Drüben am Wiesenrand
hocken zwei Dohlen –
fall ich am Donaustrand?
sterb ich in Polen?
Was liegt daran?

Drüben am Ackerrain
schreien zwei Raben –
werd ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei?

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen –
wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad!

Landesbibliothek Oldenburg

„Schwarze Gesellen" begegnen uns in vielen Fabeln von Äsop, dem mythischen Vater der Fabel, bis Lessing, der uns in knapper, nüchterner, bildhafter Sprache durch sie zum Nachdenken anregt. Wilhelm Busch läßt uns schmunzeln bei seinem „Huckebein", und Goethe hat vielen – auch in unserer Zeit – ins Tagebuch geschrieben: „Sollen dich die Dohlen nicht umschrein, mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein".

Der Name des Rabenvogels „Krähe" hat auch in Orts- und Dorfnamen seinen Niederschlag gefunden. Carl Woebken schreibt in seinen „Oldenburger Wanderungen": „Bei Hundsmühlen (Hunoldsmühlen) empfängt die Hunte ihren größten Nebenfluß, die Lethe, das Heidekind vom Gartherfeld. Gegenüber liegt Kreyenbrück, die Brücke beim Krähenhaus. Statt dieses Krähenhauses wird vorher an derselben Stelle genannt eine Klause, eine Kapelle, vielleicht auch die Behausung eines Einsiedlers."
Kreyenbrück, einst weit weg von der „olden Borg", lag als Zugang zur späteren Stadt von Süden her in der Einsamkeit, der Hinterwelt der Krähen.
Das rheinische Dorf Krähwinkel wurde insbesondere durch August von Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter" zum Prototyp für das Kleinstädtische, und in dem Lied von der „Krähwinkler Landwehr", gesetzt und gesungen in langsamen Spießbürger-Marschtempo, werden spießiges Soldatentum und kleinmütiger Kampfgeist mit sentimentaler Frivolität „honoriert".

Einige Rabenvögel und ihre Benennung in

Deutsch (wissensch. N.)	**– Englisch**	**– Französisch**
Rabenvögel (Corvidae)	– Crows	– Corbeaux
Kolkrabe (Corvus corax)	– Raven	– Grand corbeau
Rabenkrähe (Corv. corone corone)	– Carrion crow	– Corneille noire
Saatkrähe (Corvus frugilegus)	– Rook	– Corbeau freux
Nebelkrähe (Corvus corone cornix)	– Hooded crow	– Corneille manteleé
Dohle (Corvus monedula)	– Jackdaw	– Choucas des tours
Alpenkrähe (Pyrrhocorax-pyrrhocorax)	– Chough	– Grave à bec rouge
Alpendohle (Pyrrhocorax-graculus)	– Alpine chough	– Chocard à bec jaune

Literatur:
1. Grzimeks Tierleben, Enzyklopädie des Tierreiches. Kindler Verlag, Zürich, 1969.
2. Praktischer Kommentar zur Biblischen Geschichte. Dr. Fr. Justus Knecht, Freiburg i. Br. 1925.
3. Albert Bettex, Die Entdeckung der Natur. Manfred Pawlak Verlagsges. MBH, Herrsching.
4. Deutsches Lesebuch für höhere Schulen von Ernst Bender. Verlag G. Braun, Karlsruhe.
5. Langenscheidts Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch. Langenscheidt Berlin.

Landesbibliothek Oldenburg

Die Dohle von Cappeln

Von Joseph Bullermann

Überall im Lande fliegen die Dohlen
mit unsteten Flügeln und heiserem Tschak, Tschak.
Ihr seid wie Zigeuner aus Ungarn und Polen,
rastlose Gesellen, streunendes Pack.

Heut sind wir hier und morgen schon dort,
gejagt und geplagt voller Unruh im Blute.
Tschak, Tschak, das ist unser Losungswort,
unser Gesang zur Stund und Minute.

Wir sind ein immer geselliges Volk
im Verein mit Krähen und Raben,
wenn Frost das Wasser erstarrte im Kolk,
sind auf dem Tisch für uns nur spärliche Gaben.

Am Rande der Stadt auf der Mülldeponie,
da ist unser Jagdrevier heute,
da türmt sich der Wohlstandsmüll wie sonst nie,
nach den Festtagen gibts dort reichliche Beute.

Doch flink muß man sein und listig dazu;
denn alle sind gierig wie Löwen.
Es ist ein dauerndes Flattern ohne Rast, ohne Ruh,
ein Auf und Ab von Dohlen, Krähen und Möwen.

Im Frühling bin ich geboren dort oben im Turm,
hoch über den Dächern und Häusern von Cappeln.
Da erlebte ich Sommer, Sonne, Gewittersturm,
ich hörte das Raunen von Buchen und Pappeln.

Meine Mutter war eine gute Dohlenfrau
für ihre fünf Kinder im schmucklosen Nest,
wir haben schon lange verlassen den Kinderbau
und streunen im Lande von Osten nach West.

Und wenn wieder Frühling will werden,
flieg ich zurück nach Cappeln in Quartier und Biwak.
So viele Dinge gibts zwischen Himmel und Erden,
über die ich nun schweige. Tschak, Tschak.

Landesbibliothek Oldenburg

Use leewen Fruwen Beddestrauh

Von Josef Hürkamp

Das außerordentlich vielgestaltige durchlöcherte Johanniskraut oder Hartheu (Hypericum perforatum L.), im Volksmund „Use leewen Fruwen Beddestrauh" oder „Sünnerjannskrut", war früher überall weitverbreitet und blühte an trockenen Wegen, vernachläßigten Ackerrändern und in lichten Gebüschen bis weit in den Sommer hinein mit großen, leuchtendgelben Sträußen. Früher galt es als überaus wunderkräftig. Ein altes Kräuterbuch nennt es fugadaemonium, das bedeutet Teufelsbanner. Es schreibt dazu: „Es widerstrebt mit solcher Macht dem Symptomatikus, so aus Zauberei verursacht, daß, soviel man weiß, kein ander Gewächs noch andere Art Medikamente, sie seien auch köstlich im Ansehen als sie immer wollen, gefunden worden, dieses Kraut in solchem Falle übertreffen können." Dieses Johanniskraut mit seiner Wunderkraft brach die Macht alles Bösen; wer es bei sich trug, dem konnte der Teufel nichts antun; es jagte ihn in die Flucht. Es schützte gegen Verzauberung, vertrieb Hexen und bannte Gespenster und Spukgestalten. Jageteufel, Teufelsflucht oder Teufelsfuchtel nennt man es daher in einigen Gegenden. In Hexenprozessen mußten die Hexen einen Trank einnehmen, der aus Johanniskraut und Distelsamen gebraut war, dann hatte der Teufel keine Macht mehr über sie, und sie sagten die Wahrheit. Bei Festlichkeiten legte man heimlich die Wurzel des Krautes unter das Tischtuch; setzte sich dann ein Zauberer mit an den Tisch, so wurde er ganz bleich, konnte vor Angst nicht sitzen und mußte gleich fortgehen. Man warf auch wohl einige Wurzeln in ein Gefäß mit Wasser und besprengte nach einiger Zeit das Vieh mit dem Wasser, dann wurde es vom Verhexen befreit.

Eine nordische Sage erzählt uns, warum die Pflanze so wunderkräftig ist; sie ist aus dem Blute Odins entstanden. Als Odin zur Zeit der Sonnenwende seinen Lauf durch den Tierkreis vollendet hatte, ruhte er sich in einer Höhle aus. Da drang ein wütender Eber in die Höhle und verwundete den schlafenden Odin mit den Hauern. Blutend verließ er die Höhle, und überall, wo sein Blut den Erdboden netzte, wuchsen Blumen hervor; darunter war auch das Johanniskraut. Darum blüht es zur Zeit der Sonnenwende und enthält auch jetzt noch etwas Blut. Wenn man eine Blüte zerdrückt, so quillt ein rotbrauner Saft heraus, das „Blut". Zum Sonnenwendfeste schmückte man daher die Götterbilder, Altäre und Opfertiere mit Johanniskraut. Beim Tanz um das Feuer trug man Kränze aus Johanniskraut und warf sie später auf die Dächer; dann brachten sie den Bewohnern Glück und Segen. An den Wurzeln der Pflanze findet man oft kleine Knöllchen; es sind Insektenlarven, die beim Zerdrücken einen rötlichen Saft zeigen. Elfenblut oder Alfblut nannte man ihn und hielt ihn für besonders heilkräftig. Er half „gegen den Schwindel und gegen die fürchterlichen melancholischen Gedanken".

Als das Christentum zur Herrschaft gelangte, führte man das „Blut" auf Johannes den Täufer zurück. So heißt es in einem alten Kräuterbuch, dem Paradiesgärtlein: „St. Johanniskraut sagt der gemeine Mann, weil es aus des Täufers Blut soll erwachsen sein." Die fünf Blütenblätter deutete man

Landesbibliothek Oldenburg

auf die fünf Wundmale Christi; so sind die Volksnamen Johannisblut, Blotblom, Herrgotts Wundkraut, Christi Blutstropfen verständlich, und so blieb auch der Glaube an die große Wunderkraft unserer Pflanze erhalten. In der Mittagsstunde des 24. Juni (Johanni) pflückte man stillschweigend und ohne sich umzusehen einen Johannisstrauß und hängte ihn an die Decke des Zimmers oder steckte Zweige kreuzweise vors Fenster, dann war das Haus gegen Blitzschlag und andere Unglücksfälle geschützt. In einigen Gegenden rief man beim Herannahen eines Gewitters:

Ist denn keene olle Fraue,
die kann plücken Hartenaue,
det sich det Gewitter staue?

Pflückte man einen Zweig des Krauts vor Sonnenaufgang und legte ihn in die Schuhe, so ermüdete man nicht auf der Wanderung. In anderen Gegenden bestrich der Jäger sein Gewehr inwendig mit Johannisblut, das er in der Johannisnacht von der Wurzel genommen hatte, dann glaubte er sein Ziel immer zu treffen. Wer das Kraut in der Schlacht bei sich trug, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit.

Mädchen benutzten das Johanniskraut als Liebesorakel; sie streuten in der Johannisnacht Zweige davon auf Wasser und schlossen aus dem Aufblühen oder Verwelken, ob ein Freier kommen würde oder nicht. Sie quetschten die Blüten zwischen Leinwand und prophezeiten aus der Form des „Blutfleckes" ihr künftiges Schicksal. Oder sie rissen Blüten ab in der Hoffnung, daß aus ihren Stielen roter Saft fließe, und sprachen dabei:

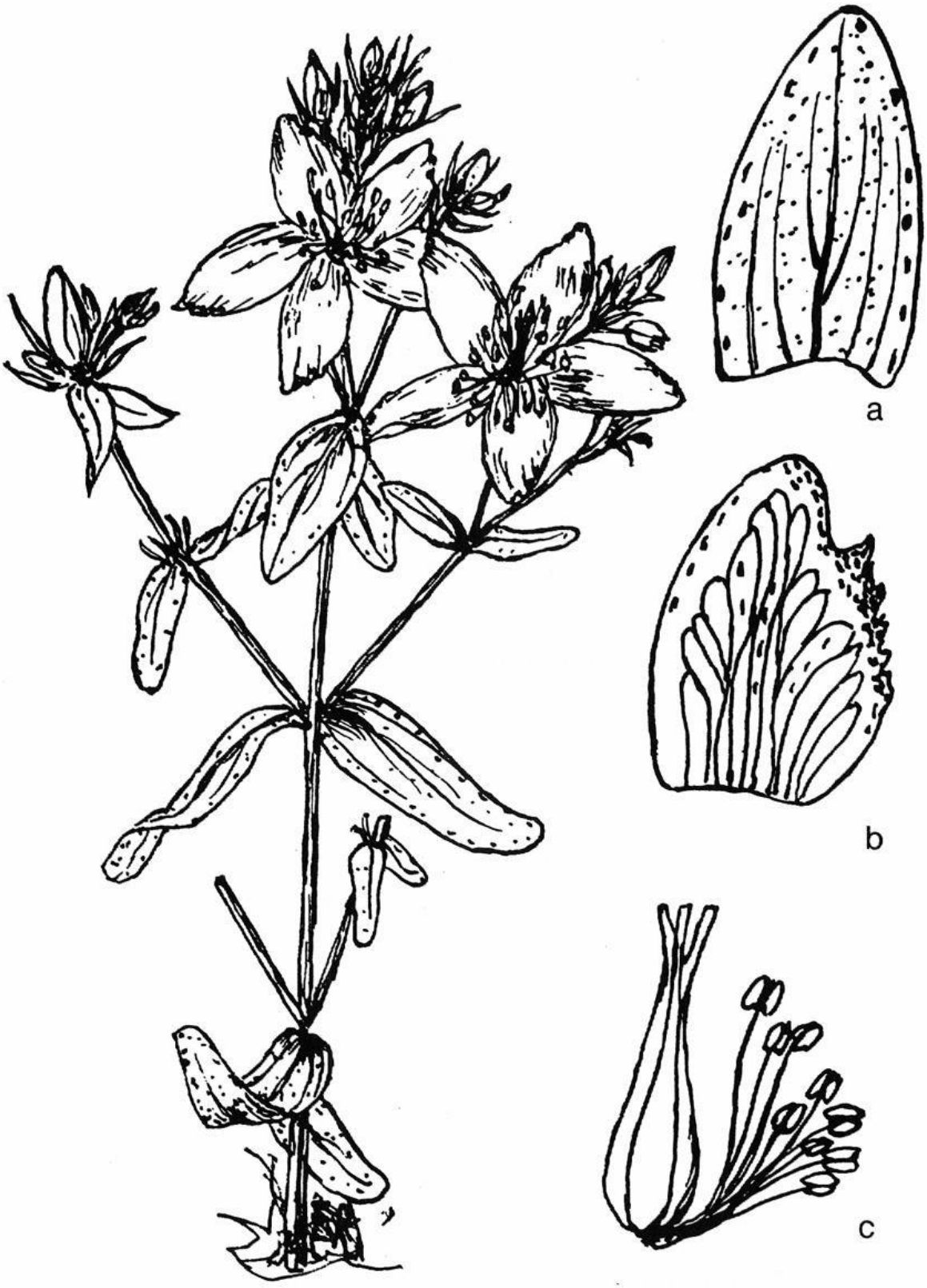
Bist mir gut, gibst mir Blut,
bist mir gram, gibst mir Schlamm.

Gern mischten sie den roten Saft heimlich ins Getränk ihres Burschen, um sich dadurch dessen Liebe zu erwerben. Auf der bloßen Brust getragen, bewirkte das Kraut die Liebe und Freundschaft aller Begegnenden. Schüttete man es jedoch ins Bad, so schirmte es gegen Liebeszauber. Man legte gern Zweige unter das Kopfkissen und achtete auf die Träume; sie verkündeten die Zukunft.

Woher rührt das „Blut" unseres Johanniskrautes? Wenn man die Pflanze genauer betrachtet, findet man an ihr zahlreiche schwarze Punkte und Striche. Sie stehen hauptsächlich an den Blättern, den Blütenstielen, dem Kelch und den Kronblättern (siehe Abb.). Es sind Drüsen, die ein dunkelrotbraungefärbtes, aromatisch duftendes Harz enthalten. Dies ist in Wasser unlöslich, läßt sich aber mit Alkohol leicht ausziehen, schmeckt bitter und wirkt abführend. Deshalb wurde die Pflanze schon im Altertum zu Heilzwecken verwandt. In einem alten Kräuterbuch heißt es: „ St. Johanniskraut mit Blumen und Samen in Wein gesotten und getrunken, saugt das Gifft auß, treibt den Harn fort, nimpt hinweg das Fieber, stopfft den Bauchfluß und ist treffentlich gut zu dem Blasenstein. Viertzig Tag nacheinander eingenommen, heilet es das Hüftwehe. Es hilft wider das Blutspeyen und heylet alle sorgliche Wunden, inwendig und außwendig, die gestochen oder gehauen sindt!"

Jetzt spricht die wissenschaftliche Medizin der Pflanze alle Heilwirkung ab, aber in der Naturheilkunde und in der Volksmedizin steht unser Johanniskraut nach wie vor in hohem Ansehen. Zur Blütezeit sammelt man die Zweigspitzen und trocknet sie, so hat man ein beliebtes Volksheil-

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

mittel, das Lunge, Magen und Nieren reinigen, die Hitze benehmen und gegen Frauenkrankheiten, Krämpfe, Brandwunden, Gelbsucht, Bettnässen und Würmer helfen soll. In einigen Gegenden bereitet man sogar daraus einen Schnaps, der bei Verdauungsbeschwerden eingenommen wird; darum heißt die Pflanze dort Liefwehblom. Pulver aus der Pflanze wird zum Stillen des Blutes gebraucht. Die ganze Pflanze oder nur die Früchte dienen seit langem als Tee-Ersatz. Zwischen Käse gelegt, soll die Pflanze die Maden fernhalten.

Kein Wunder, daß der Teufel das Johanniskraut wegen seiner Wunderkraft ingrimmig haßte; da der es nicht vernichten konnte, durchstach er die Blätter mit Nadeln, um ihm seine Kraft zu nehmen, jedoch vergebens. Noch jetzt sieht man diese „Löcher", wenn man die Blätter gegen das Licht hält; aber es sind keine Löcher, sondern Öltröpfchen, die sich in den Blättern gebildet haben und sie durchscheinend machen (Abb. a). Sie verleihen den Blättern einen unangenehmen, bitteren Geschmack und schützen die Pflanze gegen Weidetiere. Demselben Zwecke dienen die oben erwähnten schwärzlichen Drüsen. Ganz eigenartig ist der Blütenbau unseres Johanniskrautes. Jede einzelne Blüte ist verhältnismäßig groß und leuchtend gelb; zudem stehen die Blüten in großen, ausgebreiteten, ebensträußigen Trugdolden vereinigt, so daß sie gar nicht übersehen werden können und daher auch von zahlreichen Schmetterlingen, Fliegen, Bienen und anderen Insekten besucht werden. Nektar gibt es freilich nicht zum Naschen, sondern die Besucher müssen sich mit Pollen zufriedengeben. Die Staubgefäße sind daher in großer Zahl vorhanden; man zählt meistens über fünfzig. Doch sie sind von verschiedener Länge und merkwürdigerweise zu drei Bündeln verwachsen (Abb. c); die kürzeren stehen am Rand und öffnen sich zuerst. Zwischen den Beuteln eines Staubgefäßes erblickt man an der Spitze oft eine dunkle Sekretdrüse. In die Lücken zwischen den drei Staubgefäßbündeln spreizen sich die drei Griffel mit ihren kopfförmigen Narben. Werfen wir nun noch einen Blick auf ein einzelnes Blütenblatt, so erkennen wir, daß es schief gewachsen ist, der eine Rand ist glatt, während der andere mehr oder weniger stark eingekerbt erscheint (Abb. b).

Landesbibliothek Oldenburg

Das Fettkraut geht tückisch auf Insektenfang

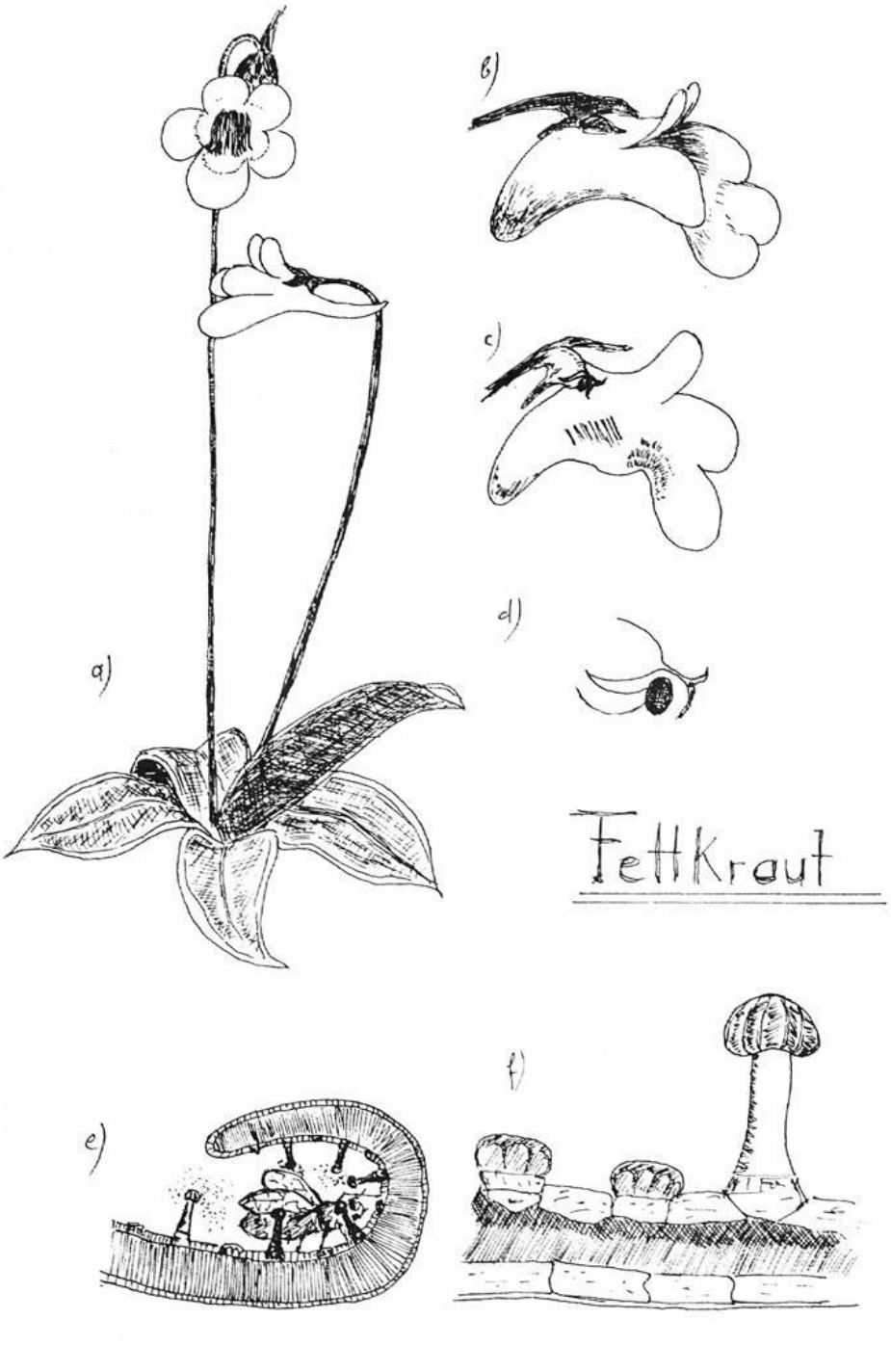
Von Gregor Mohr

Die zahlreichen Regentage haben es in diesem „Sommer" auch manchem Kinde Floras angetan. Die Hauptblütezeiten einer ganzen Reihe von wildwachsenden Pflanzen fielen geradezu in ausgesprochene Regenperioden, zum Leidwesen der Pflanzenfreunde, denen auf diese Weise manche Kostbarkeit entging.

Von einer seltenen, botanischen Rarität, die in diesem Jahre nicht aufzufinden war, die allerdings in regulären Sommern kaum mehr zu entdecken ist, soll im folgenden erzählt werden. Gedacht ist an eine Sumpfpflanze, die zu den merkwürdigsten gehört, die Mutter Natur hat entstehen lassen: an das *Fettkraut*, das zur Familie der Wasserhelmgewächse gehört. Pinguicula vulgaris heißt der lateinische Name. Auf feuchten Heideböden, in Moorwiesen, auf lichten, quelligen Waldstellen konnte man ihm vielleicht vereinzelt begegnen. Am Dümmer, besonders an der geschützten Westseite, soll das Fettkraut vorkommen. Ich habe es allerdings dort in den letzten Jahren nicht finden können. Gleich den Wasserschlauchgewächsen, Ultricularia-Arten, die ebenfalls in Moorgräben und Torfspitten heimisch sind, handelt es sich bei dem schönen Fettkraut um eine Insekten fangende Pflanze. In zierlicher Rosette hat es seine dicken Blätter am Boden ausgebreitet. Die gelbgrüne Fläche leuchtet von glänzenden Punkten. Das sind Drüsen, die eine schleimige Schicht auf dem Blatt ausbreiten. Nach Feststellung maßgeblicher Pflanzenbiologen sind zwei Arten von Drüsen vorhanden, gestielte Fangdrüsen und sitzende Verdauungsdrüsen. Auf einem Raum von der Größe eines Fingernagels sollen etwa 40 000 stehen. Kleine Insekten, Fliegen und winzige Mücklein meinen, in der hellen Farbe und dem glänzenden Überzug der Blätter etwas Besonderes entdeckt zu haben. Sie lassen sich vorsichtig darauf nieder – und bleiben haften!

Bei den Sonnentaugewächsen, besonders bei dem *Rundblätterigen Sonnentau –,* Drosera rotundifolia – mundartlich wohl auch Daurouse oder Fettküttke genannt, haben wir dieses Klebenbleiben auf roten, klebrigen Drüsen oftmals beobachten können, beim Fettkraut sind es die Blätter, die zum Fang ausgerüstet sind. In dem Bemühen, wieder von dem klebrigen Blatt freizukommen, zappeln und strampeln die winzigen Gäste. Das will die Pflanze, denn der dadurch verursachte Kitzel bewirkt das Einrollen des Blattrandes. Das gefangene Tierchen wird in der entstandenen Röhre eingeschlossen. Nun treten die Verdauungsdrüsen in Tätigkeit. Der ausgeschiedene Schleimtropfen verstopft die Atemlöcher. Das kleine Opfer erstickt. Eine zusätzliche stickstoffhaltige Nahrung wird von der seltsamen Pflanze als hochwillkommen erachtet. Fragen wir, warum dieser Insektenfang besonders typisch bei einzelnen Sumpf- und Moorpflanzen festzustellen ist, so muß geantwortet werden, daß gerade die Moorböden verhältnismäßig arm an stickstoffhaltigen Bestandteilen sind. Tatsache dürfte allerdings sein, daß der Erfolg des Tierfanges beim Fettkraut ziemlich gering ist.

Landesbibliothek Oldenburg



a) Pflanze
b) Blüte
c) Schnitt durch die Blüte
d) Staub- und Fruchtblatt
e) Blattrand mit gefangenem Insekt
f) Schnitt durch das Blatt

Landesbibliothek Oldenburg

Die Hauptnahrung wird durch echte Wurzeln aus dem Boden aufgenommen. Die Sonnentau- und Wasserschlaucharten dürften auch lebenszäher sein.
Erkennen läßt sich das Fettkraut leicht an seinen in anmutigem Schwung aufragenden Stielen. Sie tragen eine tiefblaue Veilchenblüte, aus deren Schlund weiße Sammethaare hervorleuchten. Eine Verwandte des gemeinen Fettkrautes ist das *Alpen-Fettkraut*, das auf eine noch ungleich „raffiniertere" Art und Weise auf Insektenfang ausgeht. Eine sinnreiche und wunderbare Blütenschöpfung wird hier zu einer verderbenbringenden Mordfalle.
Bestäubt wird die Blüte von der Mauerbiene. Nach Feststellung der Pflanzenbiologen bedient sich das Fettkraut nur dieses Insektes. „Diese ausschließliche Anpassung an ein einziges Insekt macht eine Rückversicherung nötig für den Fall, daß der erwartete Besuch ausbleibt. Dann rollt sich der Narbenlappen auf und fegt den Blütenstaub aus den eigenen Staubbeuteln. Ein so fein geregeltes Bestäubungswerk kann mit einer geringen Menge Blütenstaub auskommen. Die Blüte enthält deshalb nur zwei Staubblätter mit einfächerigen Staubbeuteln". (Dr. K. Bertsch).
In alten „Kräuterbüchern" des Mittelalters ist zu lesen, mit welch großer Liebe unsere Vorfahren sich in die Betrachtung der Natur versenkten. An erdrückend heißen Sommertagen fiel ihnen beim Sonnentau an der Spitze jeden rötlichen Fingers ein kristallklarer Schleimtropfen auf, der um so größer war, je heißer die Sonne vom Himmel strahlte. Sicherlich bemerkten sie auch das Zappeln und Strampeln einer winzigen Fliege, die an diesem Leimtropfen hängenblieb und das in den Blättern eingebaute „Bewegungswerk" in Gang setzte.
Hinter allem vermuteten sie ein Naturgeheimnis. So sagt Dodonaeus in der Einleitung zu seinem Kräuterbuch: „Wie dieses Kraut auf das zäheste den auf ihn gefallenen Tau zurückhält, so daß auch die brennendste Sonnenglut ihn nicht aufzuzehren vermag, so glaubt man, daß es die natürliche Feuchtigkeit im menschlichen Körper erhalten könne." Man vermutete deshalb, in dem Sonnentau-Schleimtropfen ein Mittel gegen alle „austrocknenden und zehrenden" Krankheiten, namentlich gegen die bösartige Schwindsucht, gefunden zu haben.

Landesbibliothek Oldenburg

Herdbuchverein der Rotbuntzüchter Südoldenburgs

Man begann vor 100 Jahren

Von Alfons Schwerter

Bis in die 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts traf man in Südoldenburg im allgemeinen ein Rind an, das im Typus noch unveredelt war. Es war fein im Knochenbau, wog etwa 300 - 400 kg und hatte nur geringe Milchleistungen aufzuweisen. Es kam vor, daß „man im Winter keine Milch hatte", obwohl in einem Durchschnittsbetrieb 4 - 6 Milchkühe vorhanden waren. Eine wesentliche Aufgabe der Kühe der damaligen Zeit bestand vor allem in der Lieferung von „Dünger", der mit Plaggen vermischt wurde. Den Handelsdünger kannte man noch nicht!

Die ersten Anfänge züchterischer Bestrebungen findet man in Südoldenburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Durch die sogenannten Hollandgänger wurden holländische Rinder mitgebracht und mit der heimischen Landrasse gekreuzt. Von einem dauernden Einfluß kann dabei aber nicht gesprochen werden.

Ein stärkerer Wandel in der Rinderzucht trat durch die Filial-Landwirtschaftsgesellschaften der Kreise Cloppenburg und Vechta ein. Diesen Vereinen lag unter anderem besonders die Förderung der Tierzucht am Herzen. Bereits im Jahre 1852 wurde in Vechta und ein Jahr später in Cloppenburg die erste Tierschau veranstaltet. Viele Prämiengelder wurden auf diesen Schauen für die Bullen ausgeschüttet und die Halter mußten sich verpflichten, die prämierten Tiere im Kreisgebiet zu belassen und zur nächsten Tierschau wieder vorzuführen. Damit war ein wesentlicher Anlauf in der Zucht getan.

1878 wurde der erste Viehzüchterverein in Vechta gegründet. Schon dieser Verein führte eine größere Anzahl Bullen aus Holland, vor allem aus der Drenther Gegend, wo die Viehzucht damals in Blüte stand, ein. Es war „ein gesundes, nicht zu schweres Vieh von schöner Körperform mit recht guter Milchleistung". Eine umfassendere Organisationsform zur Förderung der Rindviehzucht bildete sich am 17. Oktober 1880 mit dem „Viehzüchtungsverein für den Bezirk Vechta". Ein gleicher Verein entstand im gleichen Jahr auch für den Cloppenburger Amtsbezirk. Das Zuchtziel dieser Vereinigungen bestand in der „Heranbildung eines Geest-Schlages, welcher in erster Linie milchergiebig ist, damit aber auch einen tiefen, auf nicht groben Knochen ruhenden Körper verbindet, der in betreff seines Gewichtes den gegebenen Bodenverhältnissen entspricht und leicht ernährbar ist".

Um dieses Ziel zu erreichen, wurde weiterhin Zuchtmaterial aus der holländischen Provinz Drenthe, vor allem aus der Niederung der Vechte, aber auch aus Ostfriesland und dem Jeverlande bezogen. Bezüglich der Farbe kannte man damals noch kein einheitliches Zuchtziel. Trotz des Mangels an guten Weiden war ein Aufschwung in der Rindviehzucht zu verzeichnen. Der Geschäftsführer der Oldenburger Landwirtschafts-Gesellschaft, Dr. Rodewald, schrieb 1891 folgendes: „Während noch vor wenigen Jahren das Vieh in Südoldenburg ein buntscheckiges Bild bot, hat man jetzt an vielen Orten bereits mit Erfolg die Bahn zielbewußter Züchtung beschritten, und es darf angenommen werden, daß sich hier allmählich eine Nutzungsrasse sich entwickelt, die über

Landesbibliothek Oldenburg